
BERLIN, MÄRZ 1935 • II. JAHRGANG 3. FOLGE

PREIS 10 RPF.

# DER SCHULUNGSBRIEF

ITALIKER

GRIECHEN

INDO-IRANIER

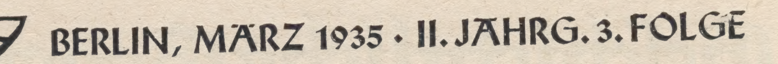
REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Titelseite: Das nordisch-indogermanische Heimatland und die Züge der Nordleute zur Steinzeit (2500—1800 v. Chr.)
Zeichnung: S. Skid

## Bezug der 'Schulungsbriefe' und Sammelmappen.

Alle Angehörigen der NSDAP, der DAF sowie der angeschlossenen Organisationen, ebenso alle Angehörigen der Reichs-, Länder- und Kommunalbehörden können den monatlich erscheinenden „Schulungsbrief" zum Preise von 10 Rpf. für das Stück auf dem Dienstwege beziehen. Bestellungen nimmt die Dienststelle entgegen und leitet sie an das zuständige Gauschulungsamt der NSDAP weiter. Sammelmappen sind auf gleichem Wege zum Preise von 1,50 RM. erhältlich. Nachbestellungen bereits erschienener Folgen auch auf dem Dienstwege.

Zentralverlag der NSDAP.
Franz Eher Nachf. G. m. b. H.
Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91







## Aus dem Inhalt:

Kurt Jeserich:

Preußengeist . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . Seite 76

Kurt Pastenaci:

Die nordischen Grundlagen Europas . . . . . . . . . . . Seite 78

Politische Notizen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . Seite 91

Hans zur Megede:

Schlageter . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . Seite 92

Fragekasten . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . Seite 103

Das deutsche Buch . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . Seite 104

# Geschichtliche Gedenktage

1. 3. 1871 Einzug der Deutschen in Paris.
1933 SA hißt auf dem Karl-Liebknecht-Haus in Berlin die Hakenkreuzfahne und gibt ihm den Namen „Horst-Wessel-Haus".
2. 3. 1689 Die Franzosen verwüsten Heidelberg.
3. 3. 1918 Der Friede zu Brest-Litowsk.
1919 104 Sudetendeutsche werden von der tschechischen Soldateska anläßlich deutscher Kundgebungen in verschiedenen Orten niedergeknallt.
5. 3. 1933 Reichstagswahl mit nationaler Mehrheit.
1929 Blutnacht von Wöhrden.
8. 3. 1917 Ferdinand Graf Zeppelin gestorben.
10. 3. 1776 Königin Luise von Preußen geboren.
1813 Stiftung des Eisernen Kreuzes durch Friedrich Wilhelm III.
1923 Fregattenkapitän Karl v. Müller, der Kommandant des Kreuzers „Emden", gestorben.
12. 3. 1877 Reichsminister Pg. Dr. Frick geboren.
1933 Das Hakenkreuzbanner wird neben den traditionellen schwarzweißroten Farben die Flagge des Reiches. Adolf Hitler legt an der Feldherrnhalle zu Ehren unserer Toten einen Kranz nieder mit der Aufschrift: „Und Ihr habt doch gesiegt!"
13. 3. 1920 Kapp-Aufstand.
14. 3. 1916 Deutsche Truppen erstürmen die Höhe „Toter Mann" bei Verdun.
1919 Erzberger liefert fast die ganze deutsche Handelsflotte an die Entente aus.
1920 Nordschleswig (II. Zone) entscheidet sich für das deutsche Volkstum.
15. 3. 1920 Fliegerhauptmann Rudolf Berthold von Marxisten ermordet.
16. 3. 1813 Preußens Erhebung gegen Napoleon.
18. 3. 1813 Friedrich Hebbel geboren.
20. 3. 1890 Bismarcks Entlassung.
21. 3. 1680 Johann Sebastian Bach geboren.
1921 Volksentscheid in Oberschlesien für Deutschland.
1933 Feierliche Reichstagseröffnung in der Garnisonkirche zu Potsdam.
22. 3. 1832 Goethe gestorben.
23. 3. 1868 Dietrich Eckart, Dichter und Freiheitskämpfer geboren.
1895 Im Reichstag wird ein Antrag, Bismarck zu seinem 80. Geburtstag zu beglückwünschen, mit Mehrheit abgelehnt!
24. 3. 1933 Annahme des Ermächtigungsgesetzes für die Regierung Adolf Hitler mit 441 gegen 94 Stimmen der SPD.
26. 3. 1827 Beethoven gestorben.
1915 Weddigen mit U 29 untergegangen.
31. 3. 1923 Die Franzosen ermorden in Essen 13 deutsche Arbeiter.



# GEBOREN ALS DEUTSCHER, GELEBT ALS KÄMPFER, GEFALLEN ALS HELD, AUFERSTANDEN ALS VOLK.

## MÄRZ

ANDREAS WEIDT, Höchst, 3. 3. 1933 / JULIUS HOFMANN, Düsseldorf, 3. 3. 1933 / FRIEDRICH HEINE, Duisburg, 4. 3. 1933 / RUDOLF ECK, Langewiesen, 5. 3. 1924 / KURT HAUSMANN, Dessau, 5. 3. 1933 WILHELM WILHELMI, Nastätten, 6. 3. 1927 / OTTO LUDWIG, Berlin, 6. 3. 1932 / KURT ECKERT, Berlin, 6. 3. 1933 / HERRMANN SCHMIDT, St. Annen, 7. 3. 1929 / OTTO STREIBEL, Röst b. Albersdorf, 7. 3. 1929 / WILHELM THIELSCH, Breslau, 8. 3. 1932 / HERBERT WELKISCH, Breslau, 8. 3. 1933 / FRANZ KOPP, Berlin, 8. 3. 1933 / KARL PANKE, Bobersberg, 11. 3. 1932 / FRITZ FELGENDREHER, Essen, 14. 3. 1931 / ERICH JAENECKE, Koeckte, 14. 3. 1932 / GUSTAV LEHMANN, Bad Salzelmen, 15. 3. 1933 / EDM. BEHNKE, Berlin, 16. 3. 1930 / KURT GÜNTHER, Einsiedel, 16. 3. 1930 / ADOLF GERSTENBERGER, Karlsmarkt (Schlesien), 16. 3. 1931 / EMIL TROMMER, Altona, 17. 3. 1933 / PETER FRIES, Darmstadt, 17. 3. 1933 KARL BROESKE, Dinslaken, 30. 3. 1931 / JOSEF FELZEN, Wittlich, 30. 3. 1931

WOFÜR SIE STARBEN, SOLLST DU NUN LEBEN. VERGISS ES NIE — SOLDAT DER REVOLUTION.




KURT JESERICH:

# Preußengeist

Am 21. März 1933, zu Beginn des feierlichen Staatsaktes in der Garnisonkirche zu Potsdam, legte der Führer Adolf Hitler gemeinsam mit dem greisen Generalfeldmarschall von Hindenburg einen Kranz am Grabe Friedrichs des Großen nieder. Damit vollzog sich mehr als eine stille Ehrung erhabener Vergangenheit, denn dieser Augenblick vereinigte symbolhaft über Tod und Leben hinweg drei Epochen preußisch-deutscher Geschichte. Hier begegneten einander der Ruhm eines Toten und der Wille eines Kommenden. Die Treue des alten Recken aber stand als Mittler zwischen beiden. Der Neugestaltung deutscher Zukunft wurde damit in der stillen Gruft des Königs eine Bahn gewiesen in der Verpflichtung zu heiliger Tradition. Sie heißt Preußen! Und dieses Preußen ist kein territorialer Begriff, sondern Symbol einer Charakterhaltung. Preußentum, das ist die Anerkenntnis einer Idee der Ehre als Höchstwert. Preußisch sein, das heißt sich unterordnen in harter Zucht, um in der Auslese zu bestehen. Preußengeist, das ist der opferbereite Dienst nach außen, und die stolz-bewußte Freiheit nach innen.

Der Aufbau unserer Nation wird, wenn er die Wetter der Zeit dauerhaft überstehen soll, sich nach den Gesetzmäßigkeiten dieser Werte richten müssen.

Preußisch nennen wir sie aber deshalb, weil Preußen es war, das diese Gebote befolgte von Fehrbellin bis Hohenfriedberg und Leuthen, das ihnen treu blieb trotz Jena und Auerstedt. So konnte es siegen bei Leipzig und Waterloo, bei Königgrätz und Sedan. Damals wurde das Reich; sein Kern blieb Preußen, denn es war die Kraft, war das Leben. Preußen war die Idee! Sein Geist schlug Tannenberg und trotzte im Trommelfeuer der tausend Schlachten. Nicht Preußen, wahrlich nicht Preußen verlor diesen Krieg! Der November 1918 war weder preußisch noch deutsch; er war charakterlos!

Aber preußisch war fünf Jahre später der Marsch zur Feldherrnhalle im bayerischen München; und preußisch auch das vierzehnjährige Ringen um Freiheit und Ehre und damit um die deutsche Seele überhaupt. So wurde der Tag von Potsdam der größte Sieg preußischer Geschichte, denn aus allen Stämmen des Reiches schuf Preußengeist eine Nation und eroberte sich damit sein Jahrhundert. Von der Gruft des großen Friedrich nahm somit eine neue Sendung ihren Ausgang. Das Gesetz preußischen Soldatentums, das sich in der Disziplin und der Kameradschaft, im heldischen Opfersinn, in Verantwortung und Leistung beweist, offenbarte sich nun, im Feuer des XX. Jahrhunderts geläutert und erhärtet, im nationalen Sozialismus Adolf Hitlers und schuf damit die Grundlagen für das nächste Jahrtausend einer deutschen Zukunft!

Zur Sicherung dieser Zukunft ist ein typenbildendes Zuchtsystem erschaffen worden, und Preußengeist hat es, ausgeweitet zur allgemein deutschen Idee, mitbeeinflußt. Das Sieb strenger Auslese schafft die Elite und stellt sie an den Posten, der ihr gebührt; aber in der Gemeinschaft der Hitler-Jugend, im Arbeitsdienst und in der Wehrpflicht, als auch in der weltanschaulichen Schulung durch die NSDAP muß sich die Erziehung zur Nation vollziehen, die dann aus einem Volk von stolzen, charaktervollen und freien Persönlichkeiten bestehen wird, unmerklich, aber sicher entgegenreifend den großen Zielen, die ein Genie ihr einst aufzeigen wird. Das wird dann einer sein, der die Zuchtnorm seiner Gemeinschaft weit überragt, weil er in der hohen Schule des Lebens die Prüfung letzter Auslese bestand. Um zu siegen, braucht er zwar nicht die Bereitschaft seines Zeitalters, wohl aber die höchste Bereitschaft einer Gemeinschaft derer, die seines Blutes sind.

Das Genie wird einem Volk von der Vorsehung geschenkt; der Charaktertyp aber kann erzogen und erzüchtet werden. Generationen können dann kommen und vergehen, ohne daß besondere Ereignisse das Gleichmaß ihres Daseins durchbrechen. Sie werden sich dennoch als Glied einer Kette fühlen, die von dem einen Großen bis zu dem nächsten reicht. Sie werden, ihre Pflicht erfüllend, bis zur Ablösung ausharren, weil sie ihre Aufgabe kennen; ein ewiges, immer erneuertes Ziel: Das ganze Deutschland!

# DIE NORDISCHEN GRUNDLAGEN EUROPAS



Von
Kurt Pastenaci

Die letzte große Eiszeit, die den Norden unseres Erdteils bis etwa zur Linie Hamburg—Thorn mit ihren Gletschermassen viele Jahrtausende bedeckt hatte, war schon lange vorüber. Der Boden unserer Heimat beginnt allmählich Gestalt und Aussehen anzunehmen, die uns vertrauter sind, in die vereinzelten düsteren Kiefernwaldungen mischen sich Hasel und Birke, ja sogar die Eiche dringt immer weiter nach Norden vor und bildet mit Linde und Ulme den ersten geschlossenen Urwald. Das Klima ist wärmer als heute, um 5000 v. Chr. hat es seinen nacheiszeitlichen Höhepunkt erreicht mit einer Witterung, die etwa 3 Grad über dem heutigen Durchschnitt liegt.

Um diese Zeit (5–4000 v. Chr.) wird in Norddeutschland und Südschweden die Menschengruppe deutlich, der für unser Volk und die Geschicke der gesamten Menschheit die allergrößte Bedeutung zukommt: die nordische Rasse. Ihre Vorfahren haben Zehntausende von Jahren hindurch als Jäger in einer rauhen, unwirtlichen Natur in dem schmalen eisfreien Streifen zwischen den Gletschern der Alpen und den Eismassen des Nordens gelebt. Diese Jahrtausende sind an ihnen nicht spurlos vorübergegangen. Das Leben am Rande der Eiszone hat auf die Gestaltung der Anlagen der nordischen Rasse entscheidend und unauslöschlich eingewirkt.[1]) Dem Kampf mit den „Unwirtlichkeiten der Umwelt" verdanken ihre Angehörigen „die Steigerung ihrer geistigen Kräfte", ihre „vorsorgende Sinnesart", „ihre Begabung für Technik und Meisterung der Natur", vor allem aber ihre heldenhafte, kämpferische Auffassung des Lebens.

Gemeinsam mit ihren nächsten Nachbarn, den Menschen der fälischen Rasse, bald mit diesen vielfach vermischt, werden sie in der Jungsteinzeit (3000 bis 1800 v. Chr.) die Träger der beiden nordischen Kulturen. Sie sind, wie die vergleichende Sprachforschung, Rassenkunde und Vorgeschichte erwiesen haben, gleichzusetzen mit den Indogermanen oder Ariern, die schließlich ganz Europa erfüllen, in Griechenland und Italien die großartige Schöpfung des Altertums (Antike) gestalten, nach Asien wandern, die gewaltigen Reiche der Perser und Inder begründen, in Kultur und Gesittung der gesamten Menschheit ihren Stempel aufprägen.[2]) Durch die Forschung steht heute einwandfrei fest, daß die Grundlagen der europäischen Kultur der Gegenwart nicht aus dem Süden Europas oder gar aus Asien gekommen sind, sondern daß sie sich in der Jungsteinzeit hier bei uns in Nord- und Mitteldeutschland entwickelt haben.

[1]) Vgl. „Schulungsbrief" 4/1934.
[2]) Vgl. „Schulungsbrief" 5/1934.

## Die nordische Heimat der Indogermanen

Diesen beiden Rassen, Falen und Norden, entsprechen aber auch im wesentlichen die beiden nordischen Kulturkreise, die sich damals in Deutschland und Skandinavien herausbilden, beide verschieden nach der Art der Totenbestattung und der Form ihrer Gebrauchsgegenstände. In dem einen errichtet man seinen Toten gewaltige Gräber aus Findlingssteinen, seine Träger werden danach die Nordleute der Großsteingräber (Megalithleute) genannt. Wir haben in Deutschland noch einige hundert dieser riesenhaften Grabbauten, die man im Volk Hünengräber oder Steinhäuser nennt. Am bekanntesten sind die sieben Steinhäuser in der Lüneburger Heide. Das nordische Großsteingräbervolk lebte südlich der Nordsee, im heutigen Nordwestdeutschland, und südlich der Ostsee, im heutigen Mecklenburg und Pommern, sowie in Schleswig-Holstein, Dänemark und Südschweden. Es war seiner rassischen Zusammensetzung nach überwiegend fälisch, wie diese Rasse heute noch in Nordwestdeutschland vorwiegt.

Die zweite Kultur wird in Thüringen und Jütland deutlich. Sie kennzeichnet sich u. a. dadurch, daß ihre Tongefäße mit Schnureindrücken verziert werden. Daher nennt man ihre Menschen auch die Schnurkeramiker. Ihre rassische Zusammensetzung ist überwiegend nordisch.[3]) Beide Teilvölker leben anfangs friedlich nebeneinander. Dann aber vermehrt sich die Bevölkerung sehr stark. Der Lebensraum wird zu eng, er drängt nach einer Ausbreitung, um neuen Boden für die Ernährung des Jungvolks zu gewinnen. Die Nordleute der Großsteingräber gehen zuerst zum Neuerwerb von Siedlungsland über. So können wir etwa seit 2500 v. Chr. solche Wanderzüge der Großsteinleute beobachten. Ihr Reiseweg folgt den Gegebenheiten der Landschaft und der Güte des Bodens, immer nach dem alten völkerkundlichen Grundsatz, daß der Sieger sich das für seine Zwecke günstigere Land nimmt und den Besiegten in das ungünstigere hineindrängt. Im wesentlichen gehen die Großsteingräberleute nach dem Osten. Etwa um 2200 folgen die ersten Vorstöße der Nordleute Jütlands und Thüringens. Aber energischer, kriegerischer, mit mehr Sinn für alles Organisatorische, wie es nun einmal die Menschen der nordischen Rasse sind, nehmen diese Züge jetzt einen weit großartigeren Verlauf als jene ersten. Es gelingt ihnen, in kurzer Zeit das Nachbarvolk der Großsteingräber zu unterwerfen, und nunmehr beginnt die gewaltige Landnahme der Thüringer Nordleute, die in der Geschichte Europas nur noch einmal, in der germanischen Völkerwanderung ihr Gegenstück hat. Sie legen den Grundstock für die Vernordung Europas, führen aber sogar tief bis nach Asien hinein.

## Die Indogermanen ein Bauernvolk

Diese Wanderzüge haben wir uns aber nicht nach der Art nomadisierender Reitervölker, wie der Hunnen, Mongolen, Araber usw., vorzustellen, die ursprünglich keinerlei oder nur unwesentlichen Ackerbau besitzen und erst, wenn sie zum Stillstand gekommen, zur Landbewirtschaftung übergehen.[4]) Wir wissen heute, daß die Indogermanen bereits sehr früh mit dem Ackerbau vertraut sind, schon in der Zeit, in der sie noch getrennt nebeneinander sitzen. Stammt doch der älteste Pflug, den wir überhaupt kennen, hier oben aus dem Norden. Die Sprachwissenschaft fand, daß die Indogermanen gleiche Wortstämme für Pflug, pflügen, säen, schroten, Rad, Achse, Deichsel, Korn, Roggen usw. hatten. Sie müssen also eine gemeinsame ackerbauliche Grundlage besessen haben. Die vielfach gemeinsamen Worte für Haustiere, wie Schwein, Pferd, Schaf, Rind beweisen, daß neben dem Ackerbau bereits starke Viehzucht vorhanden gewesen ist. Die Vorgeschichte hat diese Ergebnisse durchaus bestätigt.

Dieser Fund ist von der allergrößten Bedeutung. Er zeigt ganz klar, daß unsere Vorfahren bereits 3500 v. Chr. Ackerbauern gewesen sind, ja daß sie zu dieser Zeit, wenigstens für die Bearbeitung des Feldes, den ursprünglichen Hackbau aufgegeben haben. Überraschen wird auch die Fülle der Getreidearten, die der Indogermane schon in der Jungsteinzeit aussät. Nicht weniger als zwölf verschiedene

[3]) Nordische, langschädlige und langgesichtige Rasse Günthers. Vgl. „Schulungsbrief" 4/1934.

[4]) Vgl. „Schulungsbrief" 5/1934.

Sorten hat er angebaut, bisweilen in der gleichen Feldflur; bevorzugt werden Gerste, Weizen und Hirse. Den Ackerbau hat der *Mann* betrieben. Überall in der Geschichte und Sage der Indogermanen sind selbst die Führer des Volkes Bauern, häufig wird uns erzählt, daß man sie geradezu vom Pflug weg zu ihren großen militärischen und staatsmännischen Aufgaben holt. Selbst wenn diese Erzählungen nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen sollten, so beweisen sie doch, daß man sich seine Heerführer und Staatsmänner nur als Bauern denken kann.

Daneben spielt natürlich auch der *Garten* eine bedeutende Rolle; in ihm zieht man schon den Apfel als Edelobst, man pflegt Erbse, Linse, Möhre, Ackersalat, Kümmel usw.

Zum Pflug gehören aber *Zugtiere*. Als Zugtiere hat der Indogermane, wie es Bilder aus einer etwas späteren Zeit dartun, das *Rind* verwendet, das anscheinend schon recht früh — 5000 v. Chr. — im Norden aus dem wilden Ur gezähmt worden ist. Natürlich finden wir ebenfalls früh den *Hund*, Spitz und Wolfshund, daneben im Hof aber auch *Schaf*, *Ziege* und vor allem das *Schwein*. Überall, wohin die Indogermanen auf ihren Zügen gekommen sind, haben sie ihre Tiere mitgenommen. Da aber das Schwein sich nicht dazu eignet, über weite Strecken getrieben zu werden, widerlegt sich damit schon von selbst die Ansicht, die Indogermanen wären vielleicht als bloße Tierzüchter, wie die Erzväter der Bibel, große Gebiete abgrasend, von Land zu Land gezogen.

Ein ganz besonderes Verhältnis verbindet aber unsere Vorfahren mit dem edelsten aller Haustiere, dem *Pferd*. Seine Züchtung und Zähmung geht bestimmt von den Indogermanen aus. Ist doch die eine Pferdeart, das schwere Pferd, in Nordwestdeutschland zu Hause, hat also nur hier gezähmt werden können. Abkömmlinge dieses schweren Schlages aber treffen wir sogar bei den Persern, die es bis in das heutige Persien mitführen und es immer wieder gern aus der heimischen Zucht ergänzen. Verwendet aber wird das Pferd — weder das leichte Warmblut noch der Kaltblüter — kaum als Reittier. Auf allen Bildern auf den Grabdenkmälern erscheint es als Zugtier. Es zieht da immer den leichten zweirädrigen Karren, der als Streit- — und wohl auch schon früh — als Rennwagen benutzt wird. So ist der älteste von Pferden gezogene *Wagen*, der sich aus der vorgeschichtlichen Zeit erhalten hat, ein solcher leichter Karren, und bezeichnenderweise ist er gebaut aus lauter nordischen Hölzern, ohne eine Spur von Metall, verbunden nur mit dem Bast der nordischen Birke. Zur Prüfung der Pferde dienen gutangelegte *Rennbahnen*.

Wir erhalten somit über die Betriebsform der Wirtschaft der Indogermanen ein ganz deutliches Bild: sie sind *Ackerbauern und Viehzüchter*, genau wie ihre Nachkommen auf dem gleichen Boden noch heute. Natürlich bearbeiten sie aber nicht mehr Land, als sie für ihren Hausbedarf brauchen. Das Vieh lebt meist vom Weidegang auf den Wiesen und brachliegenden Feldern, vor allem aber auch in den Wäldern. Eicheln und Bucheckern mästen die Schweine, Laubheu wird, wie noch jetzt in Finnland und Nordschweden, wohl auch Pferden und Rindern vorgelegt worden sein. Uralt, vielleicht schon in dieser Zeit geboren, ist die *Dreifelderwirtschaft*, die die Ackerflur eines Ortes in drei gleiche Teile für Sommer-, Winterfrucht und Brache teilt und somit eine ganz geregelte Fruchtfolge schafft.

Da die Indogermanen schon damals anscheinend ihren Besitz als *Erbhof* vererben, andererseits stets ein kinderreiches und kinderfrohes Volk gewesen sind, muß durch *Auswanderungen* für einen Abfluß der überschüssigen Bevölkerung gesorgt werden. Die Wanderzüge haben wir uns als richtige *Bauerntrecks* zu denken.[5]) Es ist ein *wehrhaftes, kriegerisches Geschlecht*. Jedermann ist mit der Waffe vertraut, sie begleitet ihn auf allen Wegen, bei jeder Tätigkeit, selbst im Schlafe hängt sie über dem Lager. Feinde gibt es damals bei dem Recht der Selbsthilfe ringsum. Überall aber schrecken auch noch die wilden Tiere. Man *jagt* den Wolf, den Bär, den Urstier, das Reh, daneben aber mit besonderer Vorliebe den Edelhirsch. In manchen Siedlungsfunden stammen etwa 60 Prozent aller Tierknochen von ihm.

Trotzdem spielt das Fleisch in der *Ernäh-*

[5]) Vgl. „Schulungsbrief" 5/1934.

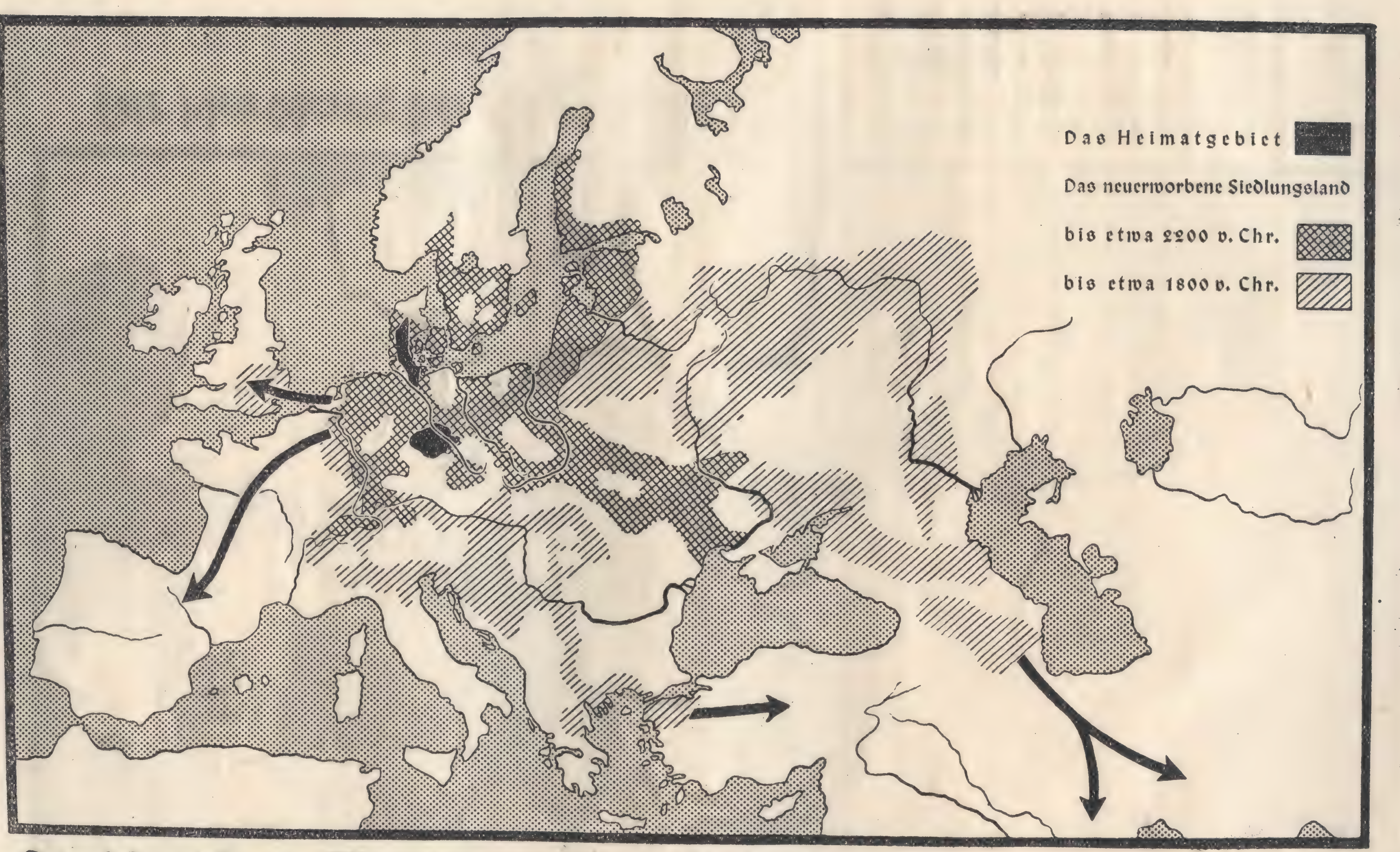


# Die Nordleute der Großsteingräber

Die ältesten Bauern auf norddeutschem Boden.
Um 3000—1800 vor der Zeitwende

Das Heimatgebiet

Das neuerworbene Siedlungsland




# Die Nordleute Thüringens und Jütlands

Um 3000—1800 vor der Zeitwende

rung des Menschen nicht mehr die Hauptrolle. Gemüse, Obst und Getreide haben es langsam zurückgedrängt. Das Getreide wird auf den einfachen Handmühlen, die es in jedem Hause gibt, gemahlen oder vielleicht besser: zerschrotet. Aus dem groben Mehl bereitet man einen Brei oder man bäckt auf heißen Steinen und im Backofen ein ungesäuertes Brot, entweder in Fladenform, etwa wie heute noch das schwedische Knäckebrot, oder als Rundbrot. In den Steinzeitdörfern des Federseemoors in Württemberg, aber auch in vielen anderen nordischen Siedlungen jener Zeit, findet sich bereits in jedem Hause ein Backofen. Er hat nicht die Abmessungen, wie sie heute vielfach ländliche Backöfen zeigen, immerhin besitzt er eine Grundfläche von 80 mal 100 Zentimetern. Da man Mauersteine damals noch nicht kennt, ist er in einer sehr geschickten Lehmkonstruktion errichtet. Eine Tür fehlt, die Feueröffnung dient zugleich als Rauchabzug und muß, wenn der Ofen durchgeglüht ist, mit Brettern verschlossen und mit Lehm abgedichtet werden.

## Haus, Hof, Dorf

Vom Haus der nordischen Indogermanen hat man sich lange eine falsche Vorstellung gemacht. Man glaubte, daß die Menschen nur in Erdgruben gewohnt hätten. Diese Anschauung schien auch zunächst durch die Funde bestätigt zu werden. Schließlich stellte aber die Forschung fest, daß das indogermanische Haus als Holzbau immer über dem Boden errichtet war.

Im nordischen Heimatgebiet sind nur wenig Häuserreste erhalten geblieben. Dagegen haben wir in den von den Indogermanen neueroberten Ländern sehr zahlreiche und guterhaltene nordische Haus- und Siedlungsreste der Steinzeit.

Ursprünglich ist das Haus der Großsteinleute wohl noch rund. So konnten in der Nähe von Plön (Holstein) vier Hüttengrundrisse aufgedeckt werden, die die Form eines Hufeisens zeigen. Auf einer Grundmauer von 1 Meter Breite und 50 Zentimeter Höhe saß unmittelbar das mit Schilf gedeckte Satteldach. Es gibt heute noch in den nordwestdeutschen Heiden Schafställe, die ähnlich gebaut sind. In der Folge setzte man eine senkrechte Wand auf die Grundmauer und erhöhte dadurch den Wohnraum. Erst jetzt wird das Haus tatsächlich bewohnbar, es ist mehr als die Lagerstätte, die man nur zur Ruhe aufsucht.

Den Übergang zum Rechteckbau lernen wir auf einem nordisch-schnurkeramischen Gräberfeld in der Schweiz kennen. Dort finden sich dieselben hufeisenförmigen Häuser, nur daß sie den Toten dienen, und zwar mit den gleichen Grundmauern aus Stein. Über einem solchen hufeisenförmigen Totenhaus liegt aber nun als Teil einer späteren Bestattung ein regelrechtes langgestrecktes Viereckhaus, das in zwei Räume geteilt ist. Vor dem Haus stehen in regelmäßigen Abständen vier Pfosten, so daß eine offene, überdeckte Vorhalle vorhanden gewesen sein muß. Auch über diesem Totenhause erhebt sich ein Satteldach.

Häuserfunde aus Alt-Friesack bei Neuruppin (Brandenburg) zeigen deutlich die Entwicklung, die das nordische Haus nunmehr durchlaufen hat. Eins davon ist ein einfaches Viereckhaus mit einer Herdstelle. Ein zweites ist schon in zwei Räume eingeteilt, mit einem Herd in der Mitte des Hauptraumes. Der vordere Raum ist eine Vorhalle. Das dritte Haus besitzt nicht nur einen Vorraum, sondern auch eine Hinterhalle, es ist demnach dreiräumig. Der Herd liegt gleichfalls in der Mitte des Hauptraumes. Die Häuser sind Pfostenbauten, d. h. in mehr oder minder regelmäßigen Abständen erheben sich die einzelnen Pfosten oder Ständer und bilden Fächer, die, wie heute bei den Fachwerkbauten, ausgefüllt werden. Dies Fachwerk besteht damals häufig aus gewundenem (vgl. Wand) Flechtwerk, das mit Lehm beworfen wird.

Das nordische Haus findet sein getreues Abbild in den Totenhäusern der Großsteingräberleute. Die ältesten Grabbauten, die sogenannten Dolmen, sind noch rund und haben nur eine Kammer, dann werden rechteckige große Stuben errichtet, zunächst mit einer, später mit zwei Kammern. Türen werden ausgebrochen, es entstehen Vorhallen, in denen ebenso wie im Haus des Lebenden die beiden Längswände über die Schmalseite des Hauses verlängert sind.

Diese Häuserfunde, die im norddeutschen Kulturgebiet nur ganz vereinzelt gemacht wurden,

haben sich in ungeahnter Weise in den Mooren Württembergs und der Schweiz bestätigt. Die Indogermanen sind etwa seit 2500 v. Chr. in dieses Gebiet vorgeschritten und haben hier ihre Häuser errichtet, ganz in der gleichen Form, wie wir sie aus dem Norden kennen. Vor ihrem Erscheinen hat es dort unten nur Rundhütten gegeben. Nun aber verdrängt das Viereckhaus die Rundhütte, umfangreiche Siedlungen mit nicht weniger als 24 Häusern zeigen deutlich die Entwicklung von dem einfachen einräumigen Bau bis zum mehrräumigen Haus. Während in der ältesten Bauzeit der Backofen und die Feuerstelle sich noch im Wohnraum befinden, enthält in der späteren Form der Wohnraum nur noch den Herd. Der Backofen wird in den nunmehr geschlossenen Vorraum verlegt, der damit zum Küchenraum wird. Dieser Küchenraum wird später erweitert, und schließlich verschwindet bei den Wohnhäusern die Vorhalle.

Wir sind über die Entstehungsgeschichte des deutschen Bauernhauses bisher noch immer nicht hinreichend unterrichtet. Soviel scheint auch aus diesen Untersuchungen sich doch schon zu ergeben, daß das Niedersachsenhaus nichts anderes ist als eine Weiterentwicklung des ursprünglichen einfachen, einräumigen Hauses. In der Vorlaube des ostdeutschen Hauses hätte sich dann sogar die alte Vorhalle erhalten. Das oberdeutsche Haus mit seiner Trennung von Küche und Wohnraum scheint aus den ähnlichen Verhältnissen bereits in der Steinzeit herausgewachsen zu sein.

Die Siedlungen, die bisher ausgegraben sind, sind nicht als Straßendörfer an einer Straße aufgebaut oder in strengen Reihen angeordnet, sondern sie gruppieren sich um einen freien Dorfplatz. Sie zeigen demnach die besondere Art des Haufendorfes, wie es uns später und auch heute als bezeichnend germanisch entgegentritt. Zu den Wohnhäusern gehören Nebengebäude, Vorratshütten und Stallungen. Die Dorfinsassen bilden eine feste Gemeinschaft, befindet sich doch in dem Steinzeitdorfe Aichbühl am Federsee in der Mitte des Dorfplatzes ein großes, besonders schön gebautes Versammlungshaus — eine nicht bewohnte einräumige Halle.

Ein zweites auffallend gutgebautes Rechteckhaus von 10×7 m Grundfläche in Aichbühl muß das Haus des Führers der Dorfgemeinde gewesen sein. Es steht am Dorfplatz. Das Haus besitzt zwei Räume und eine Vorhalle mit Backofen und Herd im Schlaf- und Wohnraum.

Die indogermanischen Steinzeitdörfer mit ihren gutgebauten und stattlichen Häusern würden im deutschen Mittelalter keineswegs als primitiv und unzweckmäßig aufgefallen sein, sondern hätten durchaus den mittelalterlichen Dörfern entsprochen, und dabei sind sie alle 4000 Jahre älter.

Die Kulturhöhe der Indogermanen, die sich schon durch deren Hausbau erweist, wird um so fühlbarer und deutlicher, je mehr man sich den Abstand dieser Bauten zu denen der nicht indogermanischen Völker jener Zeit vor Augen hält. Das Haus der benachbarten ostischen Völker der Donauländer war ein einräumiges Rundhaus, das in die Erde eingetieft ist und ein mit Stroh bedecktes Kegeldach — etwa wie die aus historischer Zeit bekannten Köhlerhütten — besitzt. Dieses Kegeldach, das seinen Ursprung aus dem Zelt noch deutlich verrät, wird mitunter auch auf senkrechten Flechtwerkwänden errichtet, aber das Haus ist trotzdem völlig anspruchslos, ohne Sinn für Schmuck und Form.

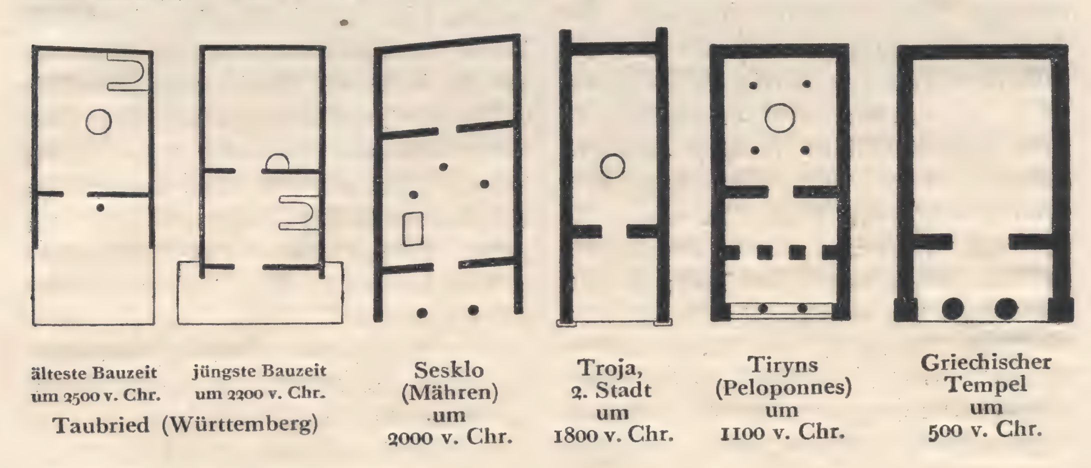
Auch das westische Haus, das vor der nordischen Einwanderung in Südwestdeutschland gebräuchlich ist, besitzt nur einen Raum. Es ist nicht in den Boden eingetieft, aber das Dach reicht zeltartig bis zum Boden herab, Wände fehlen. Es ist also kein Haus, sondern eine Hütte, und zwar eine sehr primitive.

Das ostische wie das westische Rundhaus sind nicht entwicklungsfähig. Um mehr Wohnraum zu schaffen, muß man mehrere solcher Rundhäuser nebeneinandersetzen. Dieses Rundhaus herrscht aber im Mittelmeerkreis, in dem so hoch gepriesenen Süden, bevor die Indogermanen dort einwanderten.

## Der Siegeszug des nordischen Hauses

Überall, wohin die nordischen Indogermanen kommen, bringen sie ihr schöngebautes geräumiges Rechteckhaus mit. Die unterworfenen Völker er-

Vom nordischen Haus zum griechischen Tempel, eine Entwicklungsreihe in Grundrissen




kennen die Überlegenheit dieser Hausform über ihre eigenen Bauten dadurch an, daß sie sie sofort übernehmen. Die alten Rundbauten der Unterworfenen dienen fortan nur noch als Nebengebäude und finden sich als solche auch ab und zu in der neuen Siedlung der Nordleute. Der Siegeszug des nordischen Hauses kennzeichnet den Siegeszug der Indogermanen. Auf dem Wege des nordischen Südostzuges, dem Wege der Altgriechen, finden wir in Mähren ein Hausmodell aus Ton. Es ist ein Rechteckhaus, ein deutlicher Pfostenbau, mit senkrechten Wänden und Satteldach (vgl. Bildbeilage). Rechteckhäuser mit Vorhalle sind auf den Burgen Thessaliens festgestellt. Sie gehen hinüber nach Kleinasien, finden sich in Troja, verbreiten sich aber auch im Süden Griechenlands, im Peloponnes, ja selbst auf der Insel Kreta. Sogar das hochragende Satteldach, gebaut für den Schneedruck im Norden, wird, trotz des fehlenden Schnees, im Süden teilweise noch beibehalten.

Nachbildungen dieser Häuser, die uns erhalten geblieben sind, zeigen, daß das nordische Haus auch Türen und kleine Fenster, u. a. auf den Längsseiten, besessen hat. Im Laufe der Entwicklung erhält das Haus bis zu drei Räumen. Aber im griechischen Tempel, wie er uns in den besten Beispielen etwa aus Süditalien, dem Kolonialgebiet der Griechen, erhalten geblieben ist, erlebt die ursprüngliche Form mit einem Raum und einer Vorhalle ihre traditionelle Wiedererstehung. Dieser Tempel stimmt in dem Verhältnis seiner Maße und dem Baugedanken vollkommen mit den ursprünglichen einfachen Rechteckhäusern des nordischen Heimatgebietes überein. Der so vielgerühmte und als Ausdruck ihrer Kulturhöhe gepriesene Tempelbau der Griechen stammt daher aus dem Norden; es ist die in Stein nachgebildete Form des alten Holzbaues. Die aus dem Norden gekommenen Menschen, die Indogermanen, sind also die Schöpfer der vielbewunderten Baukultur des Mittelmeerkreises. Wir wissen heute, daß wir nur unseren eigenen nordischen Vorfahren Achtung und Ehre erwiesen haben, als wir die Bauten Griechenlands bewunderten. Nicht der Süden, sondern der Norden ist die Quelle der alteuropäischen Kultur.

## Handwerk und Kunst

Die Überlegenheit der nordischen Handwerkskunst über die der Nachbarn im Westen, Süden und Osten, wie sie sich durch den Hausbau erweist, zeigt sich ebenso deutlich in jeder anderen handwerklichen Betätigung.

Werkzeuge und Waffen werden bei den Nordleuten schneller und besser entwickelt. Das Beil bleibt bei den westischen Völkern ein Rundbeil, das nicht gut im Schaft sitzt. Die Nordleute dagegen schaffen ein kantiges Rechteckbeil, das sich zuverlässig fest mit dem Schaft verbinden läßt. Dann aber lernen sie es, den Stein zu durchbohren. Sie bauen einen Bohrappa-

rat, die erste Maschine der Menschheit, der die mühevolle Arbeit wesentlich erleichtert. Der Bohrer wird zwischen den Händen oder mit Hilfe eines Flitzbogens gedreht, die Bohrstange besteht aus Holunder- oder Haselnußholz, an ihrem Ende ist vielleicht ein Stück Hirschhorn eingesetzt gewesen. Man bohrte unter Verwendung von scharfem Sand. Nun erfinden die Nordleute die Streitaxt, die nicht nur eine vortreffliche, sondern auch schöne Waffe ist (vgl. Bildbeilage). Die doppelschneidige Streitaxt wird das Wahrzeichen des Nordens. Wohin nordische Krieger kommen, zeugen ihre Äxte von ihnen.

Daneben aber bilden sie Dolche und Lanzenspitzen weiter fort, so gut, wie es bei dem spröden und zerbrechlichen Feuerstein nur möglich ist. Diese bekommen eine Länge bis zu 44 cm und eine Breite von 8 cm, dazu eine äußere Form, eine Schönheit des Ausdrucks, wie er bei Steinarbeiten in der ganzen Welt kaum wieder zu beobachten ist (vgl. Bildbeilage).

Ist die Anfertigung der Waffen Männerwerk, so leistet auch die Frau auf ihrem Gebiet Vorbildliches. Sie knüpft feine Matten aus dem Bast der Birken und Erlen, aus feinem Reisig und Binsen. Diese Matten dienen zur Ausstattung der Häuser, insbesondere der Schlafbänke. Der Flachsbau deckt sich in seiner ältesten Verbreitung mit dem Siedlungsraum der Nordleute. Die aus dem Flachs gewonnenen Fasern werden mittels einer Spindel gedreht und zuerst im Norden zu Geweben verarbeitet, die sogar farbige Webstreifen zeigen. Solche Gewebe sind unter besonders günstigen Umständen bis auf unsere Zeit gekommen. Das Weberschiffchen und die Fadenspule stammen ebenfalls aus der nordischen Steinzeit. Die Gewebe werden zu Kleidungsstücken verarbeitet, genähte Stücke aus Leinenzeug und Stickereien sind uns auch erhalten geblieben. Webstühle sind wohl in jedem Haus vorhanden gewesen, die Fadenkette hängt senkrecht herab und wird mit Tongewichten gestreckt. Das Linnen der Steinzeit steht guter Bauernware der Gegenwart nicht nach.

Für die besonders hochentwickelte Holzschnitzkunst zeugen die Funde von prachtvollen Schalen, Schüsseln, Löffeln, Deckeln, Stielen, Wurfhölzern u. a. Sie werden gern aus Eschenholz und dem besonders festen Eibenholz (Taxus) geschnitten.

Erstaunliche handwerkliche und künstlerische Leistung zeigt auch die Töpferei. Obwohl damals die Drehscheibe noch nicht bekannt ist und die Töpfe aus übereinandergesetzten Tonwülsten angefertigt werden müssen, zeigt die Tonware eine durchaus gleichmäßige Gestalt. Unsere Achtung wächst aber noch mehr, wenn wir die vielgestaltigen Muster betrachten, die diese Töpfe zieren. Nirgends haben die Indogermanen ihre Wesensart besser gezeigt als in ihrer arteigenen Kunst. Die Formen sind klar gegliedert, herb, ja hart, in jedem Fall einfach. Diese Klarheit der Gestaltung beweist, daß es der nordischen Kunst neben sachlicher Zweckmäßigkeit vor allem auf Echtheit ankommt. Die Verzierungen der nordischen Tongefäße wirken durch den Gegensatz von hell und dunkel, deshalb werden sie in die Wandung der Gefäße eingestochen oder eingeritzt und mit einer weißen Farbe ausgelegt. Die Kraft der Rasse ist so stark, daß an Hunderten von verschiedenen Orten zu gleicher Zeit im Stil völlig gleichgerichtete Kunstwerke entstehen. Die Verwandtschaft beider nordischen Völker, Schnurkeramiker und Großsteingräberleute, ist so eng, daß beider Formen und Verzierungen sich deutlich von den Gefäßen der Nachbarvölker abheben.

All das führt aber darauf hin, daß die Einrichtung eines nordischen Hauses durchaus keinen ärmlichen Eindruck gemacht hat (vgl. Bildbeilage). Wohl ist es nur eine Bauernkultur, die sich hier entwickelt hat, es fehlen ihr die raffinierten Feinheiten städtischen Lebens, dafür ist sie aber gesund und entspricht den besonderen Bedingungen heimischen Bodens und rassischer Eigenart.

## Die nordische Totenehrung

Dieser reichen Ausprägung der nordischen Kultur entspricht auch die Totenehrung. Wohnte der Lebende in einem vergänglichen Haus aus Holz und Lehm, so sollte der Tote in einem für die Ewigkeit errichteten Hause aus Stein seine

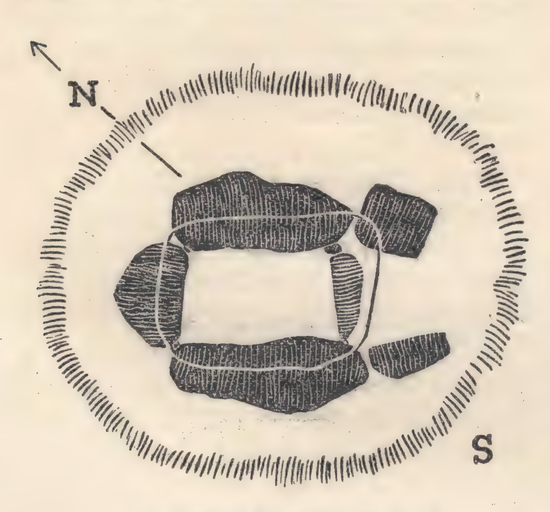
letzte Ruhestätte finden. Deshalb wird ihm ein Großsteingrab errichtet. Diese Totenhäuser können nicht mehr von einem einzelnen Menschen oder einer Familie erbaut werden, sind doch die Steine, die dazu verwendet werden, manchmal über zweihundert Zentner schwer. Vielmehr errichtet die Gemeinschaft der Sippe dem Toten das ewige Denkmal: Über den Steinbauten wölbt sich ein Hügel, dessen Abmessungen teilweise gewaltig sind. Ernst und feierlich stehen die Totenhügel in der Landschaft.



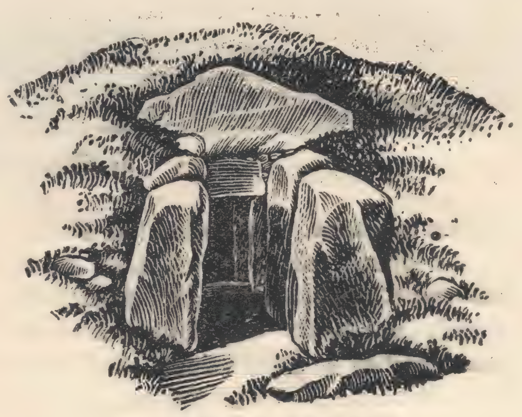
A: Dolmen

Sie begleiten oft die Straßen, die der Lebende zieht, und mahnen, der Toten nie zu vergessen.

Die Entwicklung der Totenhäuser vollzieht sich in der gleichen Weise wie bei den Bauten der Lebenden. Lebende und Tote stehen in einem engen Verhältnis zueinander. Die ältesten Totenhäuser, die Dolmen (vgl. Abb. A u. B), sind nur für einen Verstorbenen errichtet, dem man Speise und Trank mit ins Grab gibt und dem man einen Hügel zum Schutz gegen die Außenwelt über sein Steinhaus wölbt. Danach haben die Nordleute wohl geglaubt, der Leichnam lebe weiter, daher müsse man ihm alles mitgeben, was er zum Leben brauche. Vom Einzel-

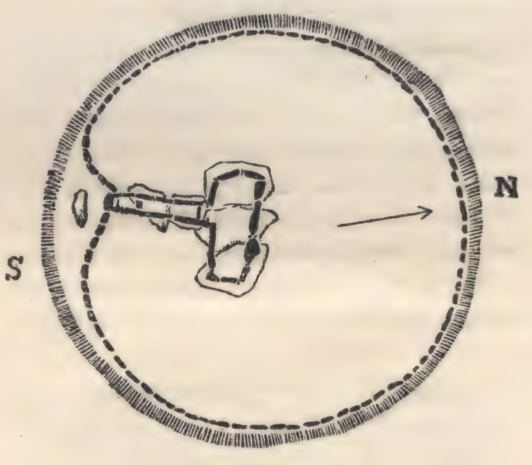



B: Grundriß eines Dolmen



C: Ganggrab / Eingang

grab entwickeln sich die Totenhäuser sehr bald zu Sippengräbern (vgl. Abb. C, D u. E). Ein Gang wird an die Grabkammer angesetzt, um immer wieder neue Tote der Sippe hineintragen zu können. Die Toten werden nebeneinander gelegt, und wenn sie den ganzen Raum des Grabes ausfüllen, erfolgt die sorgfältige Bestattung in einer zweiten Schicht, auf dem neue Bestattungen erfolgen. So ruhen die Toten




D: Grundriß eines Ganggrabes

einer Sippe, manchmal mehr als hundert, im Laufe der Jahrhunderte friedlich über- und nebeneinander. Die Beigaben werden erneuert und stehen in dem Gang, der in das Totengemach hineinführt. Im Gang werden auch Totenfeuer angezündet, die den Verstorbenen im Winter Wärme spenden sollen.

Im Laufe der Entwicklung macht sich ein Wechsel in der Anschauung vom



E: Ganggrab / Längsschnitt

Toten bemerkbar. Man erkennt im Norden, daß der Mensch eine Seele hat, die sich im Tode vom Körper trennt. Die Vorstellung vom lebenden Leichnam schwindet. Man errichtet nun keinen Hügel mehr, sondern versenkt die Steinkiste, in der der Körper des Verstorbenen ruht, tief in den Boden hinein (Abb. F u. G). Auch das Sippengrab wird aufgegeben. Es ist, als ob man geglaubt hätte, daß die Seele des Toten sehr bald nach der Bestattung aus dem Hügel oder dem Grab fortgehe, und zwar weit weg in ein unterirdisch gedachtes Jenseitsreich. Um ihr das zu erleichtern, stemmt man in einen der Wandsteine des Grabes ein Loch, das Seelenloch. Da man aber der Meinung ist, daß der Tote auch im fernen Jenseits Waffen und Werkzeuge, wie auf Erden, braucht, gibt man ihm meist besonders prachtvoll gearbeitete Stücke mit ins Grab.

Die folgerichtige Weiterentwicklung dieses Gedankens ist die Verbrennung des Körpers, weil dadurch die Seele schneller vom Körper gelöst wird. Die Leichenverbrennung findet sich zuerst bei den Schnurkeramikern. Sie ist daher eine nordische Erscheinung und verbreitet sich von dort über ganz Europa.

Die Höhe der nordischen Totenehre ergibt sich wiederum besonders klar, wenn man die Toten-



F: Steinkiste in Form eines zweiräumigen Rechteckhauses

bestattung bei den Nachbarvölkern zum Vergleich heranzieht. Dort herrscht nicht die Achtung und Liebe zu dem Toten, sondern die Angst vor ihm. Die ostischen Völker binden die unteren Gliedmaßen der Toten zusammen und legen ihn in „Hockerstellung" in das eingeschachtete Grab. Sie bauen ihm kein Haus und wölben ihm keinen Hügel. Auch die westischen Völker fesseln den Toten, damit er nie wiederkehrt.

## Indogermanischer Glaube

Totenehrung und Seelenvorstellung stehen aber stets in engster Verbindung mit dem Gottglauben. Auch dieser zeigt bei den Indogermanen den weiten Abstand gegenüber Süden




G: Steinkiste / Grundriß

und Osten. Vielfach hat man sich im alten Mittelmeer die Götter halb tierisch gedacht, so haben sie in Ägypten Löwen-, Katzen-, Sperber-, ja Nilpferdköpfe. In Babylonien gibt es Mischwesen, halb Vogel oder Tier, halb Mensch. Selbst unter den vorgriechischen Gottheiten finden sich einige, die ihre Herkunft aus dem Tier verraten, so hat man sich Poseidon und seine Gemahlin Demeter pferdeähnlich gedacht. Von solcher Auffassung ist bei den Indogermanen nichts zu spüren. Sie kennen kein Götterbild, keinerlei Darstellung des Göttlichen. Verharren doch die Germanen bei dieser bildlosen Anschauung teilweise bis zu ihrer Bekehrung zum Christentum. Man verehrt die Gottheit auf dem hohen Berg oder im hohen Baum. So gibt es in Griechenland und Deutschland Götterberge, Zeus- und Donarseichen. So kennt der Indogermane auch kein Gotteshaus, in Griechenland erscheint der Tempel erst, als es Götterbilder gibt.

Der Norde steht aber auch dem Göttlichen anders gegenüber. Er hat keine Angst



Feuerstein-Dolche

Speer-
spitzen

Werkkunst der Nordleute der Großsteingräber
aus dem Heimatgebiet und aus dem neuerworbenen Siedlungsland
um 2500 v. Chr.

Nordische
Streitaxt

Schnurverzierte Tongefäße
der Thüringer Nordleute
um 2200 v. Chr.



# Vom nordischen Steinzeithaus z

Wäh
im La
lage
steh
prim
wick
Reisi
sche

Tonmodell eines nordischen Hauses aus Mähren
um 2200 v. Chr.

Nordisches Rechteckhaus des Heimatgebietes
um 2500 v. Chr.

**Westische, nicht nordische Rundhütte** um 2500 v. Chr.



# eithaus zum griechischen Tempel

Während das nordische Rechteckhaus im Laufe der Jahrtausende die Grundlage jeder höheren Baukunst wird, stehen daneben die gleichzeitigen primitiven und in keiner Richtung entwicklungsfähigen Rundhäuser und Reisighütten der ostischen und westischen Nachbargebiete

Ostisches, nicht nordisches Rundhaus um 2500 v. Chr.

Altgriechisches Haus um 1000 v. Chr.

Griechischer Tempel um 500 v. Chr.

# INNENANSICHTEN EINES NORDISCHEN STEINZEITHAUSES



Blick in den Wohnraum.
An den Wänden Steinbeile
Im Hintergrund Bohr- und
Sägeapparat

Inneres des Küchenraumes.
Backofen, Getreidemühle,
rechts senkrechter Webstuhl. Über dem Backofen
Worfelschüssel und Lampe

vor ihm, er weiß nichts von der Haltung, die die Kirche als Demut bezeichnet. Noch um das Jahr 1000 n. Chr. ist es einem Hamburger Priester aufgefallen, daß die Dänen Tränen und Wehklagen und die übrigen Arten der Reue, die die Kirche für so heilsam halte, verabscheuten. Sie weinten nicht einmal über ihre Sünden. Dieses dem Geistlichen so schmerzliche Geständnis können wir noch dahin erweitern, daß die Norden den Begriff der Sünde gar nicht kennen. Sünde bedeutet ja doch nur eine Handlung, die den Menschen von Gott trennt. Eine solche Trennung ist dem Norden aber unvorstellbar. Indogermanische Frömmigkeit lebt in der Welt, sie sieht in der Welt den großen Zusammenhang einer sinnvollen, einer göttlichen Ordnung. Diese Ordnung erfüllt die ganze Welt in allen Einzelheiten, daher wird der Fromme leicht versucht, in den Dingen selbst Gott zu sehen: Im Baum, im Fluß, in der Erde, als Ackerflur u. a., und so zu einer „Vielgötterei" zu kommen.

In dieser Ordnung steht der Mensch, Gott neben sich als guten Freund. Seine Aufgabe ist es, hier in der Welt die Forderungen des Lebens zu erfüllen. Von der bäuerlichen Auffassung des Lebens aus heißt das also, das Feld beackern, Tier, Pflanze und Mensch hegen auf der Flur der Heimat. Diese sinnvolle Ordnung bezieht sich demnach ebenso auf den Menschen wie auf die übrigen Lebewesen. Daraus entspringt aber das Gebot einer vernünftigen Rassen- und Gesundheitspflege, daraus auch die indogermanische Ahnenverehrung.[6]) Nur im Zusammenhang der Geschlechterfolge sieht der Indogermane den Zusammenhang der Welt. So ist ihm auch das Geschlechtsleben etwas Heiliges, die Frau als Mutter und Träger kommender Geschlechter durchaus ehrfurchtgebietend. Die Frau zu schlagen oder gar zu töten, gilt ihm als schweres Verbrechen.

Erleichtert wird ihm diese ruhig abwägende Stellung zur Welt dadurch, daß er nicht den scharfen Gegensatz zwischen Körper und Geist verspürt, der den Menschen des Orients nur zu schnell von einem Gegensatz in den anderen wirft, sondern daß er durch Anlage und Erziehung an stetes Maßhalten gewöhnt ist. Dieser Ordnung unterwirft er sich, weil er sie als sinnvoll anerkennt, auch wenn sie ihm den Tod bringt. Denn der Tod ist ihm nicht Erlöschen seiner selbst, sondern nur Übergang in jene andere Welt, Übergang in den Ahnensaal im unterirdischen Totenreich oder im Totenberg.

## Die Vernordung Europas

Die Überlegenheit ihrer Rasse und Kultur sichern den Indogermanen den Sieg über alle Völker Europas und über die Bevölkerung weiter Teile Asiens. In weniger als 500 Jahren wird Europa indogermanischer Volks- und Kulturboden.

Als erstes bricht das Volk der Großsteingräber etwa um 2500 vor unserer Zeitrechnung aus seiner nordischen Urheimat auf. Es dringt nur wenig nach Westen vor, dagegen um so stärker nach Süden, Südosten und Osten. (S. Karte.) Weite Teile des deutschen Raumes und Polens bis hinein nach Rußland werden besiedelt. Über Galizien geht der Weg zum Schwarzen Meer, über Mitteldeutschland nach Süddeutschland bis zur Donau. Die Großsteingräberleute scheinen aber nicht sehr zahlreich gewesen zu sein, sie setzen sich nur als Oberschicht über die unterworfenen Völker und mischen sich bald mit ihnen, wie die vielen fremden Bestandteile ihrer Kulturen, die Mischformen, die dabei im eroberten Gebiet entstehen, anzeigen.

Um 2200 breiten sich die jütländischen und thüringischen Nordleute, die Schnurkeramiker, aus (siehe Karte). Der Sieg, den die Großsteingräberleute nicht überall haben erringen können, fällt nun ihnen zu. Hatten die Großsteingräberleute den ersten Grundstock zur Vernordung Europas gelegt, so vollenden jetzt die Schnurkeramiker das Werk. Sie kommen nach dem Süden bis zum Bodensee und bis in die Schweiz. Aber erst um 1800 überschreiten sie die Alpen und gründen an den oberitalienischen Seen, bald danach auch in der Po-Ebene, nordische Kolonien. Da sie die Leichenverbrennung mitbringen, erscheinen sie auf der Halbinsel als die „verbrennenden Italiker".

Die Schnurkeramiker ziehen aber von ihrer nordischen Heimat aus auch über Böhmen und

[6]) Vgl. „Schulungsbrief" 5/1934.

Mähren nach der Balkanhalbinsel. Es ist der Zug der Altgriechen. Ein Zweig wendet sich nach Siebenbürgen, ein anderer nach Thessalien. Einige Jahrhunderte später wandern sie nach Mittel- und Südgriechenland, von dort wenden sie sich nach Kleinasien und nach Kreta.

Ein dritter Zug geht nördlich der Karpathen über Galizien zum Schwarzen Meer. Von dort wandern die Nordleute nach Südrußland, zur Krim und über das Kaukasus-Gebiet nach Persien und Indien, ja bis tief nach Zentralasien.

Ein weiterer Stoß, in den Einzelheiten noch unsicher und unbestimmt, trifft Frankreich und Spanien.

Gesicherter dagegen ist der Wanderweg der Nordleute ins Baltikum und nach Finnland, während der Zug ins Innere Rußlands bis ins Uralgebiet noch nicht genügend festliegt. Durch diese riesenhafte Ausbreitung der Nordvölker wird ganz Europa indogermanisch, erst dadurch erhalten die meisten Völker starke Anteile an nordischem Blut. Nordische Kultur wird dadurch auf sie übertragen, sie übernehmen die Höhe der geistigen Gesittung, ebenso wie die kriegerische Tüchtigkeit, die organisatorischen Fähigkeiten, ja die Grundlagen des Staates und des Rechtes. Alle Völker blühen und gedeihen, entwickeln auf der übernommenen Grundlage große, eigene Kulturen, solange sie die Gesetze des Blutes beachten. Ihre Kraft versickert aber im gleichen Augenblick, in dem sie sich mit fremdem Blut zu stark verbinden; ihre Staaten verfallen, ihre Kulturen erlöschen; nur wohin in der germanischen Völkerwanderung neue Ströme germanischen, d. h. im wesentlichen nordischen, Blutes dringen, erheben sie sich zu neuer Blüte.

# Aufruf an Alle!

Der Kampf um die Machtergreifung durch die NSDAP gehört der Vergangenheit an. Blut und schwere Opfer seelischer und materieller Natur, Entbehrung, Drangsal und Bitternis kennzeichnen die Wege, die der Nationalsozialismus marschieren mußte.

Es gilt heute Berichte und Bildmaterial aus dieser Zeit zusammenzustellen, um eine Sammlung zu vervollständigen, die von größter Wichtigkeit ist, denn die Geschichte der Partei wird einmal die Geschichte des neuen Deutschland werden. Das Parteiarchiv der NSDAP sammelt alle Urkunden, Berichte, Dokumente, Tagebücher, Abzeichen, Zeitungen, Zeitschriften, Photos, Plakate, bildliche Darstellungen und dergl. aus dieser Zeit. Auch Briefe und Zeitungen aus dem Auslande sind, soweit sie sich mit dem Nationalsozialismus beschäftigen, willkommen. Sendet alles, denn manches, was als wertlos verkramt oder fortgeworfen wird, kann für den Forscher, für den späteren Geschichtsschreiber von wesentlicher Bedeutung sein.

Falls der Besitzer glaubt, das Original nicht entbehren zu können, so nimmt das Parteiarchiv Abschrift oder stellt von Bildern Abzüge her. Vertraulichkeit wird, z. B. bei Tagebüchern, ausdrücklich zugesichert. Der Sendung soll ein Verzeichnis des Inhaltes, dazu bei Bildern ein kurzer Tatsachenbericht beigefügt werden. Besonders auch auf Berichte ehemaliger Gegner, gleich welcher Art, wird größter Wert gelegt. Vertrauliche Behandlung dieses Materials wird gewährleistet. Es ergeht daher an alle Dienststellen und Volksgenossen die Bitte, das Parteiarchiv in seinem Bestreben nach einer lückenlosen Sammlung für die Grundlagen der Parteigeschichte zu unterstützen. Anschrift: Parteiarchiv der NSDAP und der DAF, München, Barerstraße 15, Haus der PO.

# Politische Notizen

Wie groß der Gegensatz zwischen den Geburtenziffern gesunder und belasteter Familien ist, sieht man an folgenden Zahlen: es haben in Berlin z. B. 10 erbgesunde Familien durchschnittlich 17 Kinder, dagegen 10 erbkranke 35 Kinder, also mehr als die doppelte Anzahl.

Wie der Nachwuchs in solchen erbuntüchtigen Familien beschaffen ist, zeigt dieses Beispiel: von 57 Kindern, die aus 10 Trinkerfamilien hervorgingen, starben 25 als Kinder. Von den anderen waren 6 Idioten, 5 körperlich Zurückgebliebene, 5 mit Mißbildungen behaftet, 5 Epileptiker, 1 an Veitstanz leidend. Nur 10 von diesen 57 Kindern waren überhaupt normal.

Man ersieht daraus, wie ungeheuer wesentlich und notwendig das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses war.



Daß die Zahl der erblich Belasteten bei uns in Deutschland viel höher ist, als man allgemein annimmt, ersehen wir aus einer Schätzung von Verschuer im Jahre 1930. Danach lebten in Deutschland:

| | | |
|---|---|---|
| mit erblicher Blindheit | 13 000 | Menschen |
| mit erblicher Taubheit | 15 000 | " |
| mit körperlichen Gebrechen | 17 000 | " |
| mit Geisteskrankheiten | 160 000 | " |
| mit Schwachsinn | 60 000 | " |

Diese Mindestschätzung des damaligen Zustandes ergibt immerhin schon 5 v. H. des gesamten Volkes. Selbstverständlich ist inzwischen die Zahl noch stärker angewachsen, und vor allen Dingen muß man ja bei derartigen Angaben stets daran denken, daß längst nicht alle Behafteten erfaßt werden können, sondern daß wohl im wesentlichen nur die schweren und schwersten Fälle in derartigen Aufstellungen angegeben sind. Aber bei dem bestehenden Mißverhältnis der Geburtenzahlen bei Erbgesunden und Erbkranken würde auch eine viel geringere Zahl schon eine wesentliche Belastung des Volkskörpers bedeuten und die Gefahr für die Schädigung der Volksgesundheit immer drohender werden lassen.

Die tschechoslowakische Republik, die sich nach außen hin das Gepräge eines Nationalstaates gibt, wird von 14 Millionen Menschen, aber von nicht weniger als sechs verschiedenen Nationalitäten bewohnt; davon sind 6,5 Millionen Tschechen, über 3,5 Millionen Deutsche, 3 Millionen Slowaken, die übrigen sind Ungarn, Polen und Karpatho-Russen.

Die 3,5 Millionen Sudetendeutschen bewohnen in geschlossenem Sprachgebiet hauptsächlich die an Deutschland angrenzenden Gebiete von Böhmen, Mähren und Schlesien. Diese Sudetendeutschen der Tschechoslowakei sind nicht nur die größte deutsche Minderheit eines Staates, sondern die größte Minderheit Europas überhaupt. Sie sind die Nachkommen der germanischen Markomannen und Quaden. Im Jahre 1918 haben sie das Wilsonsche „Selbstbestimmungsrecht der Völker" wie kaum ein anderer Volksteil erfahren müssen. Obwohl sie das von ihnen bewohnte Land zum selbständigen Staatsgebiet ausgerufen hatten, wurde es unter blutiger Gegenwehr von den Tschechen besetzt und dem tschechoslowakischen Staate einverleibt. Von einer Abstimmung war ernsthaft nicht mehr die Rede.

Die Deutsche Universität in Prag ist nicht nur die älteste deutsche Hochschule, sondern sie hatte in den letzten Jahren auch den stärksten Besuch unter allen deutschen Universitäten aufzuweisen.



In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Österreich und der Tschechoslowakei wohnen die meisten Deutschen, die außerhalb unserer Landesgrenzen leben; und zwar werden in den Vereinigten Staaten 8,5 Millionen, in Österreich 6,5 Millionen und in der Tschechoslowakei 3,5 Millionen Deutsche gezählt. Dann erst folgen die Schweiz mit 2,9 Millionen Deutschen, Frankreich mit 1,6 Millionen, Rußland mit 1,4 Millionen und Polen mit 1,1 Millionen Deutschen.

Insgesamt gibt es dreißig Millionen Auslandsdeutsche.

# Aus der Geschichte der Bewegung

Hans zur Megede:

## Schlageter

Für den deutschen Menschen der Gegenwart ist der Name Albert Leo Schlageter von fast mythischem Klang. In Epen und Dramen hat die Nachwelt diesem Mann, dessen schlichtes Heldentum aus dem Dunkel deutscher Nacht aufstrahlt wie ein Fanal, den Ruhmeskranz der Unsterblichkeit verliehen. Das kurze junge Leben Schlageters war so reich an Großtaten, getragen von Mut, von stiller Opferwilligkeit bis zur letzten Konsequenz, und sein Tod von so erschütternder Tragik, daß es kein Wunder ist, wenn Wort und Schrift um ihn nicht nur ein historisch vollauf gerechtfertigte Gloriole gewoben haben, sondern daneben auch die Legendenbildung in Erscheinung tritt.

Ihrer bedarf die Geschichte nicht; sie weiß sich frei von den schwülstigen Phrasen jener, die als Spätlinge im neuen Deutschland oder als literarische Konjunkturritter mit guter Nase Stoff und Gestalt des nationalsozialistischen Freiheitskämpfers etwas frühzeitiger in den Bereich ihrer Vielschreiberei einbezogen haben, um sich einen Namen zu machen.

Mit der gleichen Unerbittlichkeit aber wird die Geschichte eine Reihe von Tendenzberichten zu verwerfen haben, die mit salbungsvoller Sachlichkeit das mannhafte Verhalten Schlageters bei seinem Opfergang aus einer römisch gefärbten Seelensubstanz zu erklären und sein wahres Charakterbild mit den Nebeln kirchlichen Weihrauches zu verhüllen suchen. Diese Art der Darstellung bezweckt ganz offensichtlich ein Bemänteln der Tatsache, daß alle Handlungen dieses Heroen der deutschen Nation einzig geleitet waren von der Stimme des Blutes seiner germanischen Ahnen, einem Motiv, das im Grunde auch bedingend war für seine tiefe Gläubigkeit, ganz gleich welchen Weg ihm die Erziehung zu seinem Gott gewiesen hatte.

Aber nicht allein von dieser Seite ist das Handlungsmotiv Schlageters entstellt worden. In einer ja nicht so weit zurückliegenden Vergangenheit waren es die Platzhalter des roten Novembersystems, die das Andenken Schlageters durch die ätzende Lauge aus der Sudelküche jüdischer Zeitungsredaktionen zu zersetzen trachteten. Der Historiker, zumal wenn er ringend und leidend gestanden in jener Zeit, kann das Stadium ihrer Verwesung am besten mit den Namen derer kennzeichnen, die Schlageter damals einen „vagabundierenden Abenteurer", einen „Banditenführer, keineswegs gleichwertig den italienischen Condottieri", nannten und sich darauf in den haltlosesten Verleumdungen ergingen. Es waren die Juden Kurt Tucholski (der noch eine Reihe anderer Namen führte), Bruno Frey, Georg Bernhard, Dr. Frosch und der allerdings nicht jüdische, aber kaum minder gewissenlose Hello von Gerlach in seiner „Welt am Montag".

Der Zweck dieser widerwärtigen Schimpfkanonade wurde übrigens bald offenbar. Er bestand in einer Entlastungsoffensive für den marxistischen Innenminister Preußens, Carl Severing, der, leichtfertig und böswillig zugleich, durch einen Steckbrief an dem Tode Schlageters ein gerüttelt Maß von Mitschuld trägt und die spontane Verehrung des Freiheitshelden durch das deutsche Volk einen „nationalistischen Schlageterrummel" zu nennen wagte.

Derlei Verzerrungen und Verdunkelungen, woher sie auch kommen mögen, wird die Geschichte mit der scharfen Blende ihrer Unbestechlichkeit zu durchdringen und, lediglich gestützt auf Tatsachen, über Leben und Sterben dieses großen Nationalsozialisten zu berichten haben. Hier soll das in kurzen Umrissen, verbunden mit

einer weiteren Schilderung des Ruhrkampfes[1]), geschehen.

Geboren am 12. August 1894 zu Schönau (Baden) ist Albert Leo Schlageter im südlichen Schwarzwald als Sproß eines alten deutschen Bauerngeschlechts mit fünf Geschwistern aufgewachsen. Blut, Boden und Elternhaus hatten sein Wesen geprägt. Gradlinige Offenheit, charakterliche Härte, ein zwangloses Selbstbewußtsein machten sich schon bei dem Knaben bemerkbar, und die dunklen Höhen seiner Waldheimat waren die geeignete Umgebung, um in dem werdenden Manne auch einen unwiderstehlichen Freiheitsdrang, gepaart mit leidenschaftlicher Liebe zu dem schönen Lande seiner Väter, reifen zu lassen.

Als sich dann in den Augusttagen von 1914 das deutsche Volk gegen eine Welt von Feinden erhob, da bedurfte es für den kaum Zwanzigjährigen keines Befehls, der ihn zu den Fahnen rief. Kriegsfreiwillig gliederte er sich ein in die Reihen derer, die das Schicksal dazu ausersehen hatte, für Bestand und Ehre ihres Landes an die geheimnisvolle Majestät der Natur einen ungeheuren Blutzoll zu entrichten. Eine schwere Prüfung war es, der Schlageter sich unterziehen mußte. Die junge, wehrfähige Generation seines Volkes, oft noch in den Kinderjahren stehend, sank neben ihm zum größten Teil dahin, und für die Überlebenden, ohne rechte Vorbereitung auf das Kriegerhandwerk, bedeutete es eine fast unerfüllbare Aufgabe, sich in Not und Tod, im Brüllen der Schlachten und Drangsal der Strapazen zu bewähren.

Wenn Schlageter mit vielen Tausenden seines oder noch jüngeren Alters sich dennoch bewährte, dann konnten das wahrlich nur jene drei Dinge sein, die noch nie ein Himmel, sondern einzig die Rasse einem Volk beschert hat: Glaube, Liebe, Hoffnung — sie galten bei unseren Kriegsfreiwilligen nur Deutschland und nichts anderem sonst auf der Welt. Sie waren die alleinigen Triebkräfte, die unsere Jugend es bald gleichtun ließen dem aktiven Mann und viele aus ihrer Mitte so weit hervorhoben, daß sie in kurzer Zeit zu Führern wurden an der Front.

Auch Schlageter wurde Offizier, wurde Batterieführer im Feldartillerie-Regiment Nr. 76 und zog nach dem schmachvollen Kriegsende mit seiner Batterie von der Westfront ebenso tief ergriffen wie voller Wut aus Scham über den Rhein. Da machte der Gläubige seinen Wahlspruch „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen!" noch einmal zum heiligen Schwur.

Er hat ihn gehalten, bis ans Ende. Wo das Reich in Not, wo deutsches Volkstum bedrängt war, stand Schlageter in vorderster Linie. Er focht im Baltikum gegen die Bolschewisten, hatte hervorragend Anteil an der Eroberung Rigas; er bekämpfte die Kommunisten an der Ruhr 1920 und gehörte wenig später zu einem Freikorps, das in Oberschlesien die Polen abwehrte. Er war einer der Führer bei der ruhmvollen Erstürmung des Annaberges und trug unter ständigem Einsatz seiner Person zur Sicherung deutschen Landes vor der Besetzung durch Polen bei.

Als die Freikorps nach Beendigung der Kämpfe in Oberschlesien aufgelöst wurden und deren Mitglieder von der Novemberregierung den Dank für ihre Tapferkeit in Form von Verhaftungen erhielten, weil sie nach Kriegsrecht an der Front Verräter aus den eigenen Reihen beseitigt hatten, betätigte sich Schlageter als kaufmännischer Angestellter in Berlin. Nicht allerdings, um sich dem ruhigen Leben bürgerlicher Sattheit hinzugeben. Dazu lockten weder Zeit noch Blut. Und überdies sorgte Herr Severing mit seinen marxistischen Trabanten dafür, daß die nationalen Aktivisten andauernden Verfolgungen durch die Polizei ausgesetzt blieben. Fürchtete er doch von diesen Männern am meisten für seinen unsicheren Thron und die Aufrechterhaltung des allmählich eine bürgerliche Färbung annehmenden sozialdemokratischen Systems, das den Landesverrat heiligte, die Vaterlandsliebe verpönte und den Brauch galizischer Schieber, Wucherer und Verbrecher zum Sittengesetz der Nation erhob. Ein kultureller Niedergang beängstigenden Ausmaßes, der Hand in Hand mit einem natürlichen Versagen der angemaßten staatlichen Novemberautorität auch eine gefährliche Lockerung der wirtschaftlichen Fundamente zur Folge hatte. Die politische Gärung machte sich daher im Volke immer stärker bemerkbar; eine Unzahl von Parteien mit mehr oder minder

[1]) Vgl. „Schulungsbrief" 1 u. 2/1935.

verlogenen Programmen erhielt daraus den Auftrieb zu einem — historisch gesehen — vorübergehenden Bestehen. Jeder fühlende und denkende Deutsche sah sich vor die zwingende Notwendigkeit gestellt, seinen politischen Standpunkt zu den Dingen einzunehmen.

So auch Schlageter. Daß er, der alte Frontsoldat und Freikorpskämpfer, sich von den buntschillernden, auf dem Sumpfboden von Weimar stehenden Parteiblüten nicht täuschen ließ, war nahezu selbstverständlich. Er suchte daher eine politische Organisation, in welcher der Sinn des Fronterlebnisses zu einer weltanschaulichen Klärung gelangt war und die kraftvolle Entschlossenheit gezeigt wurde, das Deutsche Reich auf festerem Grund als dem Morast von Weimar zu errichten. Er fand diese Organisation in der N.S.D.A.P.

Schon im Herbst 1922 hatte er Adolf Hitler kennengelernt, als der Führer vor Roßbachleuten und den Mitgliedern anderer Freikorps sprach. Noch im Banne dieses langen, sehr eingehenden Vortrages, zu dem Adolf Hitler nur Stichworte auf eine Tischkarte geschrieben, hatte sich Schlageter dem Führer durch Handschlag verpflichtet und wirkte danach unter Roßbach als 61. Mitglied der Ortsgruppe Berlin in der Reichshauptstadt, ständig verfolgt von den Bütteln Severings, der die Nationalsozialisten wie Freiwild behandelte. Oft genug bewahrte Schlageter wichtiges Aktenmaterial vor der Beschlagnahme durch kühnes Zugreifen in letzter Minute. Eine politische Laufbahn schien ihren Anfang zu nehmen.

Sie wurde jäh unterbrochen. Der französische Überfall auf das Ruhrgebiet, das Festsetzen einer schwerbewaffneten Armee im deutschen Industrierevier und das militärisch geleitete Massaker, dem die Brüder an Rhein und Ruhr in zunehmendem Maße ausgesetzt waren, rissen die Frontnatur Schlageters aus dem Berliner Etappendasein. Angewidert kehrte er dem sorglosen Schmarotzertum, das damals die Metropole des Reiches verunzierte, den Rücken und ging an die Ruhr, fest gewillt, den passiven Widerstand in einen aktiven umzuwandeln.

Noch einmal betrat er den Boden des vom Feinde nicht besetzten Vaterlandes, noch einmal konnte er bei dem ersten Treffen der Nationalsozialisten auf dem Marsfeld zu München Adolf Hitler ins Auge sehen, um dann einzutreten in die letzte Phase seines Kämpferlebens. Anfang Februar 1923 sank mit dem Grau tiefer Winternebel auch der düstere Schleier des Schicksals auf sein Haupt herab. Für immer schloß sich die Postenkette der Franzosen hinter Albert Leo Schlageter, dem deutschen Offizier des großen Krieges.

General Degoutte, Oberbefehlshaber der französischen Rheinarmee und der Einbruchstruppen, hatte erst wenige Tage zuvor seinen Vormarsch beendet und riegelte das Gebiet hermetisch vom freien Deutschland ab. Es umfaßte eine Zeitlang nördlich die Linie vom Rheinhafen Wesel, den Lauf der Lippe entlang über Lünen hinaus, bog dann im Osten über Brakel und Aplerbeck auf Westhofen ab, um nordwestlich von Boele unter vorübergehender Einschließung der Städte Volmarstein, Hiddinghausen und Herzkamp auf die Rheinbasis nördlich Himmelgeist zurückzugehen. Eine schmale Besatzungsenklave aus der Sanktionszeit schnitt von Gruiten und Vohwinkel über Remscheid und Hückeswagen hinaus scharf südöstlich in das Reich ein.

Damit waren die Vorbedingungen für einen Angriff auf alle Zweige der deutschen Verwaltung erfüllt. Paul Tirard, der französische Vorsitzende der Rheinlandkommission, brütete Tag und Nacht über den erforderlichen Bestimmungen, die er in Form von „Ordonnanzen" herausgab. General Degoutte übernahm sie. Niemand durfte das Gebiet verlassen oder einreisen, wenn es den Fremden nicht gefiel; jeder Deutsche, ob Frau, ob Kind, mußte sich bei Vermeidung sofortiger Festnahme mit einem Paß ausweisen können. Um diesen Ausweis zu erhalten, drängte sich das Volk vor den Ämtern, die sich der plötzlichen Bürde erst in Tagen, ja Wochen zu entledigen vermochten. So wurden Kinder, die zur Schule wollten, Frauen, die zum Einkauf über die Straße gingen, Arbeiter und Gewerbetreibende, die sich auf dem Wege zum Arbeitsplatz befanden, von den Franzosen in die Gefängnisse verschleppt, weil sie der Paßvorschrift nicht genügt hatten. Das war der erste Zangengriff, mit dem die verhaßten Boches unter den Willen Frankreichs gezwungen werden sollten.

Schlag auf Schlag folgten die nächsten. Paul Tirard, handelnd im Auftrage Poincarés, verstand den Dienst an Frankreich auf seine Art. Er verfuhr, die harte Faust gleichsam in weiches Leder gekleidet, am Rhein nach Prinzipien, wie er sie sich als Zivilgouverneur von Marokko zu eigen gemacht: unerbittlich raffend, was er für Frankreich einheimsen konnte. Und das war jetzt die Ruhr.

Nach seinem Willen sollte das Einbruchsgebiet mit dem altbesetzten Rheinland völlig zusammengeschweißt werden. Daß er bei Ausführung dieses Vorhabens die elementarsten Grundsätze des Völkerrechtes mißachtete, daß er insbesondere gegen das Rheinlandabkommen vom 10. Januar 1920 verstieß, nach welchem die Alliierten zu Verordnungen am Rhein lediglich befugt waren, soweit diese der Sicherheit und den Bedürfnissen der Besatzungstruppen dienten, — das alles kümmerte ihn wenig, der die ebenso lauen wie äußerst seltenen Einwendungen des englischen Vertreters im „Interalliierten Hohen Ausschuß für die Rheinlande" mit einem Lächeln gallischer Durchtriebenheit abtat. Unverdrossen gab er die allmählich zu einem umfangreichen Gesetzeswerk anschwellenden Ordonnanzen heraus, die alle Gebiete des öffentlichen Lebens an Rhein und Ruhr französieren sollten.

Damit die Bestimmungen gegen den Willen der gereizten Bevölkerung durchgeführt werden konnten, wurde der Belagerungszustand verschärft. Kein Stück Kohle oder Eisen, kein Liter Benzin durfte hinüber ins freie Deutschland. Dort machte sich der Kohlenmangel bald so empfindlich bemerkbar, daß der Eisenbahnverkehr eingeschränkt werden mußte. Als „Sanktion" für die Einstellung internationaler Schnellzugsverbindungen ließ die Rheinlandkommission die Schwarzwaldstädte Offenburg und Appenweier besetzen und hielt dadurch die Hand auf der innerdeutschen Bahnlinie Berlin—Basel.

Bis in den Staub sollte Deutschland gedemütigt werden. Im Ruhrgebiet wurden die Zölle beschlagnahmt, sämtliche Steuern des Staates sowie dessen Einnahmen aus Forst- und Bergwerksbesitz beschlagnahmt, die Beamten der Befehlsgewalt Tirards unterstellt und, da sie sich nicht fügten, eingekerkert, um anschließend ausgewiesen und durch Franzosen ersetzt zu werden. Man begann mit der Verhaftung leitender Persönlichkeiten, in der Absicht, das Volk der Führung zu berauben und so den Widerstandswillen zu brechen. Dem gleichen Zweck diente die Knebelung der deutschen Presse. Täglich wurden Zeitungen verboten; französische Blätter, oft in schlechtestem Deutsch geschrieben, erschienen an ihrer Stelle und suchten für den gallischen Hahn zu werben, der unheilvoll im Lande krähte. Begreiflicherweise ohne Erfolg.

Die Ausplünderung des Ruhrgebietes machte keinerlei Fortschritte. Mitte Februar waren etwa 100 Tonnen Kohlen das dürftige Ergebnis der bisherigen Raubanstrengungen. Paul Tirard, hartnäckig darauf bedacht, die militärisch-politische Machtentfaltung zur Füllung des französischen Staatssäckels auszunutzen, verordnete nun, daß jeder deutsche Eisenbahner, der zur Verhinderung der Kohlenabfuhr beitrage, mit Zuchthaus und Deportation nach Frankreich oder der Teufelsinsel bestraft werde. Allein, auch das fruchtete nichts. Die Züge, soweit sie überhaupt in Gang kamen, blieben irgendwelcher Defekte wegen auf freier Strecke stehen, rannten gegen Prellböcke oder mußten angehalten werden, weil die Gleise von geheimnisvollen Kräften aufgerissen waren.

Da warf man die deutschen Eisenbahner einfach aus dem Lande hinaus. Innerhalb 24 Stunden hatten sie mit ihren Familien die Wohnungen zu räumen, ohne Rücksicht auf Säuglinge, hochschwangere Frauen und Fieberkranke, die, von Negern und Spahis mit Kolben gestoßen, bei Wind und Wetter im unbesetzten Gebiet auf freier Landstraße ausgesetzt wurden. An Stelle der deutschen Beamten trat ein Heer französischer und belgischer Eisenbahner, unter Leitung einer von der Rheinlandkommission errichteten Régie des chemins de fer des territoires occupés (Eisenbahnverwaltung der besetzten Gebiete), kurz „Regie" genannt, stehend und Monate hindurch vergeblich bemüht, mit dem außerordentlich komplizierten Mechanismus dieses vielfach verzweigten Eisenbahnnetzes fertig zu werden. Verwirrung, Zusammenstöße, wüste Trümmerhaufen waren der Anfang, unbekümmerter Diebstahl des rollenden Materials, die Fortschaffung einer ungeheuerlichen Menge deutscher Waggons nach Frankreich und Belgien das Ende dieses „friedlichen" Missionswerkes.

Heimlich begann Tirard seine dunklen

Machenschaften, die erst später ans Tageslicht kommen sollten, auf die Hefe des Volkes auszudehnen und mit verbrecherischen Elementen Fühlung zu nehmen. Es war jenes Gesindel, das sich zu Trägern des Separatismus, zu den Schrittmachern der französischen Abtrennungsbestrebungen an Rhein und Ruhr herabwürdigte. Daß hierbei den Franzosen die deutsche Schutzpolizei fatal im Wege war, ist nicht verwunderlich. Nach wie vor, trotz aufreizender Schikanen durch unausführbare Befehle, trotz tätlicher Angriffe von seiten des französischen Militärs, nach wie vor taten die Beamten treu ihre schwere Pflicht und vermieden es peinlich, den ersehnten Vorwand zur Auflösung zu geben.

Da machte General Degoutte kurzen Prozeß. Ende Februar ließ er die Kasernen der Schutzpolizei von großen, mit Panzerwagen und Artillerie versehenen Truppenaufgeboten umstellen, die Beamten unter Stößen und Schlägen entwaffnen, in Züge pferchen und in das unbesetzte Gebiet abschieben. Wer von ihnen in Bürgerquartieren wohnte und daher von dem Ausweisungsbefehl keine Kenntnis erhalten hatte, wurde verhaftet, ins Gefängnis verschleppt und nach viehischen Mißhandlungen von den Kriegsgerichten bestraft.

Jetzt erst glaubte Paul Tirard, die genügende Bewegungsfreiheit nicht nur zur weiteren Verfolgung seiner finsteren politischen Pläne, sondern auch zur nachhaltigeren Drangsalierung der vaterlandsbewußten Bevölkerung erlangt zu haben. Was sich die französische Armee in dieser Beziehung geleistet hat oder, veranlaßt durch Poincaré, den Deutschenhasser an der Seine, und seine Gefolgsmänner vom Schlage Maurice Barès, leisten mußte, es gereicht ihr, die auf eine lange ruhmvolle Tradition zurückblicken kann, nicht zur Ehre. Daß sich die Angehörigen der Besatzungstruppen zu Werkzeugen regelrechter Raubüberfälle herabließen, daß sie harmlosen Passanten auf der Straße die Geldtaschen raubten, in die Reichsbankfiliale Duisburg einbrachen, die Tresors ausräumten und selbst aus dem Schnellzug Berlin—Köln dreizehn Milliarden Mark im Auftrage der französischen Regierung einfach stahlen, das mag man noch als ein etwas eigenartiges Charakteristikum für jene Eindringlinge hinnehmen, die sich zu Hütern der europäischen Kultur aufzuwerfen wagten.

Ein wenig schönes Bild, das sich aber im weiteren Verlauf der Dinge wesentlich verschlimmert. Die Besatzung begann sich bald in einem ganz offen zur Schau getragenen Kriegszustand gegenüber dem friedlichen deutschen Volk zu fühlen und nahm jede Gelegenheit wahr, an ihm die Wirkung scharfer Munition zu erproben.

So in der Stadt Buer am 11. März 1923. Dort waren am Tage zuvor zwei französische Offiziere von ihren Untergebenen (Alpenjägern) erschossen worden. General C a r o n , Führer des 32. Armeekorps, verhinderte die Aufklärung des Verbrechens, um es zum Anlaß fürchterlicher Ausschreitungen gegen die Deutschen zu nehmen. Zunächst wurden der Kriminalassistent B u r g h o f f und sein Flurnachbar W i t t e r s h a g e n verhaftet. Beide hatten mit dem Mord nicht das geringste zu tun. Auf dem Wege zur Wache wurden sie von der tierischen Soldateska mit Peitschenhieben und Kolbenstößen bearbeitet, unter dem Berserkergebrüll: „Gesteht, ihr deutschen Schweine!" bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und schließlich hinter dem Rathaus von Buer erschossen. Auf der Straße erhielten zahlreiche Passanten alsdann Bajonettstiche, aus dem Gymnasium vertrieb man die Schüler mit Fußtritten, weil sie vaterländische Lieder gesungen hatten, verhaftete die Lehrer und stellte den Direktor vor ein Kriegsgericht.

Der Wahnsinn ging um, allenthalben gesteigert bis zur tollsten Tollheit, die am Sonnabend vor Ostern auch nach Essen übergriff. In der Frühe besetzte Leutnant D u r i e u x mit einer französischen „Kampfgruppe" die große Autohalle der Kruppwerke, um nach den Weisungen einer Kommission der „Micum", die später eintreffen sollte, eine Anzahl Lastwagen neuesten Typs zu rauben. Von 9 Uhr ab heulten die Sirenen ohne Unterlaß, aus den Hallen strömte die Belegschaft herbei und demonstrierte in durchaus friedlicher Weise gegen den beabsichtigten Raub. Niemand wurde angegriffen.

Um 11.15 Uhr, nachdem die Sirenen abgestellt waren, begann sich die Menge wieder zu verlaufen. In diesem Augenblick gab der französische Offizier unerwartet und ohne Warnung den Befehl, in die Ahnungslosen hineinzuschießen. Im Nu wälzte sich ein dichter Menschenknäuel in seinem Blut. Dreizehn Tote und vierzig Verwundete, sämtlich von Rücken-

schüssen, also bereits abziehend und nicht angreifend getroffen, hatte die Einwohnerschaft Essens am Ostersonnabend zu beklagen. Der Verantwortung an diesem Massenmord suchten sich die fremden Gewaltherrscher dadurch zu entziehen, daß sie Krupp von Bohlen und Halbach und neun Betriebsmitglieder der deutschen Waffenschmiede unter der haltlosen Bezichtigung, an dem schrecklichen Vorfall die Schuld zu tragen, später vor ein Kriegsgericht stellten und neben hohen Geldstrafen zu insgesamt 145 Jahren Gefängnis verurteilten.

Nicht genug jedoch, daß die unglückliche deutsche Bevölkerung diese Fron zu erdulden hatte, sie mußte es auch erleben, daß gewerbsmäßige Verräter aus den eigenen Reihen und endlich noch die Kommunisten zum Widerpart des eigenen Volkes wurden. Mehrfach versuchten diese, u. a. in Mülheim, in Essen, Bochum, Gelsenkirchen und Dortmund, die Rathäuser, aber auch die Geschäfte und Privatwohnungen zu stürmen, wurden aber von dem inzwischen gebildeten Selbstschutz immer wieder vertrieben. Falsch allerdings wäre es, die Gesamtheit der Arbeiterschaft mit diesem Geschmeiß in Verbindung zu bringen. Denn gerade von Arbeitern ist im Ruhrkampf hervorragendes geleistet worden. Sie durchschwammen die eiskalten Flüsse, um Nachrichten oder kleinere Warenmengen in das unbesetzte Gebiet zu schaffen, machten der Besatzung bei jeder Gelegenheit Schwierigkeiten und standen treu zu ihrem Volk in jeder Phase dieser entsetzlichen Tragödie, deren Gipfel bald erreicht wurde.

Das Gefüge des Deutschen Reiches schien dem Bersten nahe zu sein. Zwietracht im Innern, härteste Bedrängung von außen machten es daher einem engeren Kreis der Reichswehr zur Pflicht, entgegen dem schwankenden Verhalten der Regierung Cuno und trotz der internationalen Unterminierungsarbeit des Preußischen Ministeriums Braun-Severing für den möglicherweise bevorstehenden Verzweiflungskampf wenigstens einige, wenn auch dürftige Vorbereitungen zu treffen. Die „Schwarze Reichswehr", eine geheime und, wie bereits geschildert[2]), verhältnismäßig geringe Heeresverstärkung, wurde gebildet. Zu ihren Führern gehörte auch ein Freikorpsführer Heinz Hauenstein, Gründer der „Organisation Heinz", die im Ruhrgebiet zur Hauptstütze des aktiven Kampfes gegen die Eindringlinge geworden war. Hauenstein leitete sie von dem unbesetzten Elberfeld aus. Nachrichtentrupps und Sprengkommandos waren gebildet worden, die bald eine fieberhafte Tätigkeit entfalteten. Sie rissen, wo immer die Franzosen sich um den Kohlenraub mühten, die Gleise auf, sprengten Kanalschleusen und Brücken, beobachteten jede Truppenbewegung des Feindes und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Unheimlich bewegte sich die geschändete Erde unter den Füßen der Fremden; sie fühlten sich, einem Ausspruch des Generals Mordacq zufolge, wie auf einem Pulverfaß. Bald reichten die Kräfte der Besatzung nicht mehr zur Sicherung der Bahnlinien und Abfuhrwege aus, Verstärkungen kamen eilig aus Frankreich herbei; es nützte nichts: die Kohlentransporte blieben stecken oder rollten die Bahndämme hinab, obwohl die Eindringlinge mit den brutalsten Strafen, ja mit dem Tode drohten und rastlos nach ihren mutigen Gegnern suchten.

Wenn man heute die Namen derer nennt, die damals tapfer und bedenkenlos diesen schweren Kampf ausfochten, dann sagt man den Franzosen nichts Neues. Viele, die meisten, zählten zu den Anhängern Adolf Hitlers. Viktor Lutze, Erich Koch, Karl Kaufmann und eine Reihe bekannter Freikorpssoldaten standen an der Ruhr in Front.

Der Führer des Sprengtrupps Essen aber war Albert Leo Schlageter. Oft schon war er mit den Franzosen in engere Berührung gekommen, bei der Beobachtung ihrer militärischen Maßnahmen, bei der Verhinderung eines Verrates oder bei Hilfeleistungen, die er bedrängten Volksgenossen hatte zuteil werden lassen. Nicht selten war er geschlagen, mißhandelt worden, doch bisher hatte er sich den Häschern entziehen können.

Mit seinem ehemaligen Burschen Federer, mit den Freiwilligen Krause und König zog er in der Nacht des 15. März 1923 aus und sprengte die 200 Meter über dem Gelände liegende Eisenbahnbrücke bei Calcum (Strecke Duisburg—Düsseldorf) in die Luft, während französische Scheinwerfer mehrfach das nächtliche Dunkel durchbrachen und starke Patrouillen in der Nähe waren. Dennoch kam Schlageter ungehindert mit den Seinen nach Essen zurück

[2]) Vgl. „Schulungsbrief" 2/1935.

und übergab dem Verbindungsmann Hauensteins, einem Wilhelm Schneider, der als einziger wußte, wo Schlageter das vorsichtshalber täglich wechselnde Quartier aufgeschlagen hatte, die Meldung über das gelungene Unternehmen.

In den folgenden Tagen machte sich bei den Franzosen eine starke Unruhe bemerkbar. Allenthalben wurden Truppen umgruppiert. Schlageter hatte, unterstützt von seinem erprobten Kampfgenossen Sadowski, Tag und Nacht mit Beobachtungen zu tun. Hierbei arbeitete er auf das engste mit dem Nachrichtentrupp Lorenzen zusammen, dem u. a. Kulmann, Bisping, Sanders, Markgraf und der bereits genannte Wilhelm Schneider angehörten. Für die Handhabung des Nachrichtendienstes und der Spitzelüberwachung hatten diese Männer eine Anleitung erhalten, die später Wilhelm Schneider zur Herstellung von Abschriften übergeben wurde. Schneider lieferte die Abschriften nach einiger Zeit zwar ab, behielt aber das Original. Es sollte zugleich mit Bildern einzelner Kameraden Schlageters in verhängnisvoller Weise zum Vorschein kommen.

Die Anstrengungen des Service Sûreté, der französischen Kriminalpolizei, die im Handelshof zu Essen Quartier bezogen hatte, richteten sich von Anbeginn auf die Organisierung eines umfangreichen Spitzeltums. Man war sich bewußt, daß dem aktiven Ruhrkampf nur mit Verrätern aus den eigenen Reihen beizukommen war. Dieselbe Ansicht vertrat, es muß leider gesagt werden, auch die Preußische Regierung. Verschiedentlich gefiel sich Severing sogar darin, den Franzosen in der Behinderung des aktiven Widerstandes den Rang abzulaufen, ja mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Vor der Wohnung des deutschen Generals von Falkenhausen z. B., den man an den Unternehmungen der „Schwarzen Reichswehr" beteiligt glaubte, patrouillierten zeitweise ein französischer Spitzel und ein Agent Severings in schönster Eintracht auf und ab. Ähnlicher Methoden bediente sich ein Freund und Parteigänger des marxistischen Innenministers, ein Gewerkschaftssekretär aus Bielefeld, der auf dem Umwege über seine Tochter gute Beziehungen zu dem französischen Kriminalbeamten Litellier unterhielt, einem Ausgestoßenen des deutschen Volkes, der einst den Namen „Berg" getragen.

Die genannten Personen sollten auf der Jagd nach den Ruhrkämpfern bald in den Vordergrund treten und einander aus ihrer internationalen Geistesversumpfung heraus in die Hände arbeiten. Die Initiative dazu ergriff Severing. Wegen der Brückensprengung bei Calcum hatten sich die Franzosen einiger Geiseln aus der Bürgerschaft von Kaiserswerth versichert. Anstatt von diesen zu verlangen, daß sie sowohl im Interesse des Landes als auch derer, die im Falle der Festnahme den Tod oder schwere Zuchthausstrafen zu erwarten hatten, das Opfer einer vorübergehenden Haft auf sich nahmen, veranlaßte Severing den Bürgermeister von Kaiserswerth, gegen Schlageter einen Haftbefehl zu erlassen. Infolge des jüdischen Jargons, der damals in den höheren preußischen Dienststellen herrschte, wurde der Name Schlageters bei der telephonischen Übermittlung seiner Personalien falsch verstanden. So kam es, daß in dem Haftbefehl der Polizeiverwaltung Kaiserswerth vom 5. April 1923 neben Krause ein Albert Leo „Schlagstein" oder „Schlapeten" gesucht wurde.

Der Service Sûreté aber hatte jetzt die erforderlichen Anhaltspunkte, die sich durch Fingerzeige des von Severing informierten Gewerkschaftssekretärs und eines anderen Verräters alsbald zu einer genauen Kenntnis der bisherigen und künftig geplanten Unternehmungen der Schlageter-Gruppe verdichteten.

Am 8. April wurde der französische Kriminalbeamte Litellier in Essen darauf hingewiesen, daß einer der Verdächtigen im Union-Hotel abgestiegen sei. Dort hatte sich Schlageter um die Mittagszeit ein Zimmer genommen. Als er sich abends zur Ruhe begeben wollte, hatte Litellier das Zimmer, in welchem ihm ein schwerer Koffer aufgefallen war, bereits durchsucht und traf Schlageter auf der Treppe. Nach einem Ausweis gefragt, übergab er Litellier Papiere, die über die Identität Schlageters mit dem seitens der preußischen Polizei gesuchten „Schlagstein" oder „Schlapeten" keinen Zweifel ließen. Darauf erfolgte die sofortige Einkerkerung des deutschen Freiheitshelden, und der Tragödie letzter Akt begann.

Sie nahm ihren Fortgang mit der Sicherstellung des Koffers, in dem neben allerlei Papieren ein größeres Quantum Sprengmunition gefunden wurde, und der Verhaftung von Mit-

kämpfern Schlageters, darunter Sadowski, Kulmann, Bisping, Zimmermann, Becker und Werner. Diese Männer mußten auf dem Service Sûreté erfahren, daß sie ebenso wie Schlageter von einem, der sich Kamerad genannt, verraten worden waren. Die Anleitung zur Nachrichtenübermittlung und Spitzelüberwachung wurde ihnen im Original vorgelegt, Bilder und das gesamte Material über ihre Handlungen, bis ins kleinste detailliert, vorgehalten. Diese Informationen mußten in der Hauptsache von Wilhelm Schneider stammen, der auch das Original jener Anleitung den fremden Bütteln übergeben hatte. Er, der fortan beim Service Sûreté ein- und ausging, der gelegentlich einer Spionagefahrt ins unbesetzte Gebiet von der deutschen Polizei verhaftet, aber auf Befehl Severings freigelassen wurde und sich heute noch in französischen Diensten befindet, — Wilhelm Schneider ist der Verräter Albert Leo Schlageters.

Severing, der die Freilassung Wilhelm Schneiders angeordnet hatte, damit er von diesem nicht belastet wurde, suchte später seine schwere Schuld auf andere abzuwälzen, indem er, gestützt auf das Zeugnis eines inzwischen als unzuverlässig erkannten Freikorpsführers, den Leutnant a. D. Otto Schneider und den ehemaligen Fähnrich Alfred Götze des Verrates an Schlageter bezichtigte. Die Unschuld von Götze und Otto Schneider ist jedoch nach den Feststellungen des Geheimen Staatspolizeiamtes als erwiesen anzusehen.

Indessen hat Schlageter unter der Tatsache, daß er von allen Seiten verraten worden war, furchtbar gelitten. Er wurde mit seinen Kameraden nach einigen Zwischenstationen von den Franzosen in das Gefängnis Düsseldorf-Derendorf verschleppt. Hier war es Constans Heinersdorff, dem es gelang, in das Gefängnis Einlaß zu erhalten und die politischen Gefangenen, insbesondere Schlageter, in vorbildlicher Weise zu betreuen. Da Severing eine mit Aussicht auf Erfolg in Elberfeld vorbereitete Befreiungsaktion für Schlageter und die Seinen durch Verhaftung der Beteiligten verhindern ließ, so konnte den sieben Beschuldigten am 5. Mai 1923 die Anklageschrift des Chef-Staatsanwaltes, Kommandanten Defrenne, in französischer Sprache zugestellt werden. Ein Dolmetscher las sie ihnen flüchtig vor. Die deutschen Freiheitskämpfer bezeichnete man darin als eine Bande von Übeltätern und Verbrechern, geleitet von Schlageter und gegründet zu dem Zwecke, „Verbrechen gegen Personen oder Eigentum vorzubereiten oder zu begehen". Schlageter, Werner und Sadowski wurden eine Reihe von Sprengungen, Nachrichtensammlung und Beobachtung der fremden Truppen zur Last gelegt, während man Becker, Zimmermann, Bisping und Kulmann lediglich der Komplottbildung und Spionage beschuldigte. Zum Offizialverteidiger wurde für drei Angeklagte, darunter Schlageter, Oberlandesgerichtsrat Dr. Marx bestimmt, während den anderen Rechtsanwalt Dr. Sengstock und, wie zum Hohn, auch der übelbeleumdete Referendar a. D. Müller, ein separatistischer Französling, zur Seite stehen sollten. Die Beiordnung der Verteidiger stellte sich aber sofort als formelle Geste der französischen Blutjustiz heraus, da die Anwälte erst am Tage vor der Hauptverhandlung Gelegenheit erhielten, mit ihren Klienten zu sprechen.

Schon am 8. Mai fand der Prozeß statt. Der für die Verhandlung ausersehene Sitzungssaal des Landgerichts in der Mühlenstraße zu Düsseldorf war dicht gefüllt mit französischen Offizieren und ihren Weiblichkeiten. Bunte Uniformen, luftige Frühjahrskleider, der Geruch teuren Parfüms, sensationslüsterne Gesichter. Dazwischen nur wenige Deutsche, ernst und mit kaum verhohlenem Grimm. Dahinter, stehend, eine Gruppe französischer Infanterie mit aufgepflanzten Bajonetten. Draußen hatte sich in der funkelnden Morgensonne eine kleine Volksmenge angesammelt; ergriffen blickte sie den eintreffenden Freiheitskämpfern entgegen. Die Hände in Eisen gelegt, streng bewacht wurden sie in das Gerichtsgebäude geführt. In den Verhandlungsraum ging Schlageter voran, ruhig und gemessen, das große klare Gesicht bleich von der Einzelhaft. Darauf erschien das Kriegsgericht, bestehend aus fünf französischen Offizieren in Galauniform. Sofort gellten die scharfen Kommandos der Wache an den kahlen Wänden entlang: „Attention! Le conseil!" (Achtung! Das Kriegsgericht!") „Présentez — armes!" („Präsentiert das Gewehr!")

Die Offiziere salutierten. Das Gericht nahm Platz, links davon der französische Ankläger,

Oberleutnant D u m o u l i n , rechts die Verteidiger. Der Vorsitzende, Oberst B l o n d e l, eröffnete die Sitzung.

Man verhandelte zwei Tage, um festzustellen, daß Schlageter das Haupt der Essener Sabotageorganisation gewesen war. Geflissentlich behandelten ihn die Franzosen auch jetzt als Auswurf der Menschheit, ohne auch nur mit einem Gedanken den wahren Tatbestand zu berühren, der sich ganz klar aus der Situation ergab.

Die französische Armee hatte im tiefsten Frieden das Deutsche Reich überfallen und eines seiner wichtigsten Gebiete mit Waffengewalt geraubt. Jedes andere Land hätte sich dagegen unter Aufbietung seines Heeres in offenem Kampfe gewehrt. Hierzu war Deutschland, geschwächt durch Versailles und die innere Zerrüttung, jedoch nicht in der Lage. Es blieb ihm daher nur übrig, einen verdeckten Kleinkrieg zu führen. Nach völkerrechtlichem Brauch befanden sich daher die beiden Nationen tatsächlich im Kriegszustand. Für einen deutschen Offizier wie Schlageter war es nun selbstverständlich, an der Verteidigung seines Landes mitzuwirken. Wurde er gefangengenommen, dann hatte er Anspruch darauf, als Kriegsgefangener, der für seine im Rahmen des Völkerrechtes begangenen Kampfhandlungen nicht bestraft werden darf, behandelt zu werden.

Nichts davon. Völkerrecht und die in Paris so oft beschworene Zivilisation Europas, sie wurden von den Franzosen mit Füßen getreten. Denn die Verhandlung ergab nicht nur, daß die Ruhrkämpfer, insbesondere Sadowski, von dem französischen Kriminalinspektor C r e m e r und seinem Dolmetscher B o y e n während der Haft in gräßlichster Weise gequält worden waren, sondern es kam auch heraus, daß ein Militärgeistlicher der „Grande armée“ versucht hatte, Schlageter unter Vorhaltung des Kreuzes zum Verrat noch nicht gefangener Kameraden zu bewegen. Schlageter war aufgesprungen und hatte den Pfarrer angeschrien: „In erster Linie bin ich Deutscher und erst in zweiter Katholik!“

Der gleiche Geist beseelte ihn auch jetzt. Er entlastete die Mitangeklagten, wo er nur konnte, und sagte, dem Ankläger Dumoulin fest ins Auge sehend, bei seinem Schlußwort: „Für das, was ich getan habe, stehe ich ein. Ich bin bereit, die Folgen meines Handelns zu tragen!“

Das war am 9. Mai 1923. In den Abendstunden desselben Tages setzte die französische Justiz ihrem rechtswidrigen Vorgehen an der Ruhr unter Entfaltung des üblichen militärischen Pomps die Blutkrone auf. Albert Leo Schlageter wurde zum Tode, seine Mitkämpfer zu lebenslänglichen oder mehrjährigen Zuchthausstrafen und Zwangsarbeit in der Gluthitze von St. Martin de Ré verurteilt. Aufrecht nahm Schlageter dieses unerhört grausame, „Im Namen des französischen Volkes“ gesprochene Urteil entgegen. Er schritt aus dem Saal, ruhig, gefaßt, neben den fremden Gendarmen, verfolgt von den Blicken des französischen Publikums, die ihm nachhingen wie einem kapitalen Wild, das man erlegen wollte. Wenige Minuten später fiel hinter ihm die schwere eisenbeschlagene Zellentür ins Schloß.



Die eingelegte Revision wurde verworfen. Im Sekretariat des französischen Ministerpräsidenten häuften sich die Begnadigungsgesuche. Selbst die K ö n i g i n v o n S c h w e d e n, eine geborene Badenerin, hatte sich nachdrücklichst für ihren Landsmann eingesetzt. Aber auch eine Reihe katholischer Würdenträger, mit dem Kardinalstaatssekretär G a s p a r r i an der Spitze, erhob ihre Stimme zugunsten des Todgeweihten. Doch gerade Eingaben dieser Art vermochte Raymond P o i n c a r é nicht ernst zu nehmen, da ihm insgeheim bekannt war, daß die katholische Kirche den aktiven Ruhrwiderstand der Deutschen als „fluchwürdiges Verbrechen“ ablehnte. Eine Stellungnahme, von der die Öffentlichkeit erst erfuhr, als am 6. Juli 1923 der päpstliche Nuntius P a c e l l i beim Reichskanzler gegen die Sabotageakte an der Ruhr Einspruch erhob.

Am 24. Mai indes wurde Poincaré milder gestimmt infolge eines Berichtes, den ihm der Kommandant des Brückenkopfes Düsseldorf, General S i m o n, eingereicht hatte. Angeregt durch einen Brief des Referendars Dr. B e c k e r aus Würzburg, der mit Schlageter in Oberschlesien gestanden, hatte der General festgestellt, daß dort vierzehn französische Soldaten und später ein Offizier durch das mutige Eingreifen Schlageters vor dem sicheren Tode bewahrt worden waren. Poincaré hob wägend das Papier und vertagte schließlich die Entscheidung bis

nach der Kammersitzung vom 25. Mai 1923. An diesem Tage wurde das Schicksal Schlageters zum Spielball des französischen Parlamentarismus. Die Nationalisten, vor allem die Tardieugruppe, griffen Poincaré heftig an. Er führe den Ruhrkrieg zu schlapp, schrie Tardieu, der einstige Vertrauensmann Clemenceaus, unter dem Beifallsgeklatsche der Mehrheit ihm zu.

Drohend erhob sich vor dem Ministerpräsidenten die Gefahr eines Mißtrauensvotums; er fühlte seine Stellung wanken. Da sprang er auf, erregt, die Greisenstirn gerötet: „Zu schlapp, zu lasch?" fragte er, bis ins tiefste verletzt. „Meine Herren, das sagen Sie mir, der ich soeben den Befehl zur Erschießung Schlageters gegeben habe?"

Und im Moment schlug die Stimmung um. Tardieu strahlte. „Dann, Herr Präsident", rief er aus, „haben Sie das Vertrauen des Hohen Hauses und das meinige dazu!"



Noch am 22. Mai hatte Schlageter, als ihn — in Vertretung des abwesenden Verteidigers Dr. Marx — Rechtsanwalt Dr. Sengstock im Gefängnis aufsuchte und über die Begnadigungsmöglichkeiten sprach, ruhig und bestimmt gesagt: „Lieber Herr Rechtsanwalt, warum sollte ich das französische Kriegsgericht um Milderung anflehen? Ich habe nie um Gnade gewinselt und werde es auch jetzt nicht tun . . ." Das waren die Worte eines abgeklärten Mannes, der in dem Willen, für die Ehre seines Landes und die naturgegebene Rechtmäßigkeit seiner Tat bis zum letzten Atemzuge einzustehen, über das eigene Ich hinausgewachsen war. Mochten die verblendeten Fronvögte ihn als „Sekret" behandeln, sie sollten es erleben, daß ein Deutscher, ein Offizier und Nationalsozialist, auch angesichts des Todes nicht vor ihnen kroch.

Im Hauptquartier des Oberkommandierenden der Rheinarmee, General Degoutte, war der telegraphische Exekutionsbefehl erst in den Abendstunden des 25. Mai eingegangen. Die von Poincaré in der Kammer abgegebene Erklärung, daß er die Erschießung bereits am Vormittag angeordnet habe, entsprach also nicht der Wahrheit; lediglich zur Rettung seiner Position sollte Schlageter ermordet werden.

Um Mitternacht begannen die Vorbereitungen. Der stellvertretende Verteidiger Dr. Sengstock, die Gefängnisgeistlichen, Pfarrer Faßbender und Kaplan Roggendorf, wurden aus den Betten getrommelt. Verstört eilten sie durch eine pechschwarze Finsternis, durch Straßen, die infolge eines Streiks im Gaswerk verdunkelt waren, und befanden sich bald darauf im Gefängnis, vor einem Haufen französischer Offiziere.

Der Gendarmeriekommandant Lortet, ein martialisch dreinschauender Kolonialsoldat, zeigte höhnisch grinsend seine Freude darüber, daß die Urteilsvollstreckung an Schlageter nun doch, und zwar um vier Uhr morgens, stattfinde, der Todgeweihte jedoch davon laut Vorschrift frühestens eine Stunde vorher Kenntnis erhalten dürfe. Alle Bitten des Verteidigers und der Geistlichen, sie sofort zu Schlageter zu lassen, wurden mit dem Hinweis abgeschlagen, daß man sich auf den Tod in wenigen Minuten vorbereiten könne und im übrigen das Erscheinen des Anklagevertreters abzuwarten sei.

Kurz nach 3 Uhr erschien Staatsanwalt Dumoulin. Mit ihm polterte eine Rotte feindlicher Militärs durch das muffige Labyrinth der Gänge, hinterdrein die deutschen Zivilisten. Rasselnd wurde die Zellentür geöffnet. Mit einer flackernden Kerze leuchtete man hinein in den nüchternen Raum; Schlageter lag noch in tiefem Schlaf.

Dumoulin rüttelte ihn wach. „Stehen Sie auf, Monsieur", rief er ihn französisch an, „die Stunde der Exekution Ihres Urteils ist gekommen!"

Schlageter richtete sich langsam auf. Ein Dolmetscher übersetzte die furchtbare Mitteilung des Staatsanwaltes in schlechtes Deutsch und fragte, ob Schlageter verstanden habe. „Nein!" antwortete er und rieb sich verschlafen die Augen. Der Dolmetscher wiederholte. Jetzt hatte der Gefangene verstanden. Er bejahte die nochmalige Frage, klar und gefaßt: „Ich habe es nicht anders erwartet!"

Im Bett noch warf er einige Zeilen an seine Angehörigen aufs Papier, darunter die Worte: „Nun trete ich bald meinen letzten Gang an. Also dann auf frohes Wiedersehen im Jenseits. Grüße an Euch alle . . . die ganze Heimat."

Mehr konnte er, von den fremden Peinigern zur Eile gedrängt, nicht schreiben. Hastig mußte er sich ankleiden, an Stelle des gewohnten feldgrauen Ehrenkleides trug er sein von der Haft schäbig gewordenes Zivil. Inzwischen hatten ihn die Schergen Frankreichs mit Pfarrer Faßbender allein gelassen, der nur kurz seines seelsorgerischen Amtes walten konnte, ständig unterbrochen vom Klopfen und den zynischen Rufen des Leutnants Lortet an der Tür: „Schneller, schneller!"

Voller Würde, das Auge groß und klar auf die Franzosen gerichtet, trat Schlageter in den Gefängniskorridor, schritt gefaßt und ruhig zum Wachraum der Fremden, trank dort ein Glas Rum, rauchte eine Zigarette halb, warf sie angewidert fort und rief beim Verlassen des Gefängnisses den deutschen Beamten vom Nachtdienst, die an der Pforte zu ehrfurchtsvollem Gruß Aufstellung genommen hatten, frisch und männlich ein „Auf Wiedersehen" zu.

Draußen standen Automobile bereit; daneben eine Schwadron französischer Kürassiere mit gezogenem Säbel. Schlageter hob den Blick, ohne Mantel fröstelte er etwas in dem kühlen Maimorgen. Im Osten begann sich der bernsteinfarbene Horizont leicht zu röten, doch es schien, als wolle die Sonne nur zögernd aufgehen über Deutschland. Noch einen zweiten Blick warf er hinüber, lang und sehnsüchtig, dann bestieg er mit einer scharfen Wendung den französischen Lastwagen, ihm zur Seite Dr. Sengstock und die Geistlichen. Ratternd setzte sich der Zug in Bewegung, an der Spitze die Automobile der französischen Offiziere, vor und hinter dem Lastwagen je eine Halbschwadron der Kürassiere. Zur Golzheimer Heide.

Sie war an der Richtstelle ein öder Steinbruch damals, grau und trostlos, auf dem mehrere Kompagnien Infanterie, Gendarmerie und die Exekutionsgruppe, etwa 12 Mann stark, in geringer Entfernung von einem weißen Richtpfahl angetreten waren. Beim Eintreffen des Verurteilten gellten aufpeitschend die giftigen Töne der Clairons wie im Triumph über den Platz. Schlageter verließ den Lastwagen mit der inneren Abgewogenheit eines Menschen, der mit diesem Dasein völlig abgeschlossen hat. Was ihm das Schicksal auf den Weg seines kurzen Lebens gelegt an Kampf und Not, an Lust und Freude, er war, ein rechter Mann, quer durchgegangen mit der Kraft seiner Jugend, im Wissen um den Wert seines Blutes, das nun dem Ränkespiel und der Gewaltpolitik Poincarés zum Opfer gebracht werden sollte. Schlageter nahm dieses Opfer auf sich, gewillt, es durch seine Haltung zu einer Schande für Frankreich und zu einem Ruhm für Deutschland werden zu lassen. Still nahm er Abschied von den Deutschen, den Geistlichen und Dr. Sengstock, drückte ihnen fest die Hand, machte einige Schritte, drehte sich noch einmal um und sagte laut: „Grüßen Sie mir meine Eltern, Geschwister und Verwandten, meine Freunde und — mein Deutschland!"

Betroffen sahen die Franzosen, wie dieser Mann, den sie einen Verbrecher genannt, ohne Zittern, ohne Zögern, entschlossen und mutig zur Richtstätte ging. An dem weißen Pfahl stand er, hörte die eintönige Urteilsverlesung des Gerichtsschreibers an, bis ein Soldat ihm die Füße band, sie an dem Marterpfahl befestigte, dann auch die Hände fesselte, ihm rasch eine breite, weiße Binde vor die Augen legte und den Aufrechten zwang, niederzuknien.

Totenstille, nur durchbrochen von dem Jubilieren einer Lerche, die hoch in den Lüften sang, als bringe sie dem Landkind mit ihrem Lied den letzten Heimatgruß.

Totenstille, die plötzlich zerrissen ward von gellenden Kommandos, vom Krachen einer Salve aus französischen Gewehren.

Schlageter brach zusammen; fünf Kugeln hatten ihn getroffen. Da machte sich ein französischer Offizier an ihn heran und gab aus seiner Pistole auf den Todwunden noch zwei Fangschüsse ab. Schlageter sank nun völlig nieder. Aus seinem Körper sickerte es rot auf den Sand der Golzheimer Heide.

Der Mord war vollbracht. Der Tote wurde in einen bereitgehaltenen Sarg getan. Erschüttert wendeten sich jetzt sogar die Franzosen ab, erschütterter noch die Deutschen. Langsam gingen sie zum Portal des nahen Friedhofes. Rechts und links davon marschierten zwei Halbzüge französischer Infanterie auf und präsentierten das Gewehr, als der Lastwagen mit dem Leichnam das Portal durchfuhr.

Kurz darauf bat Staatsanwalt Dumoulin, zu spät das Tragische dieser entsetzlichen Tat er-

kennend, Dr. Sengstock, der ihm bisher die Lauterkeit Schlageters vergeblich klarzumachen versucht hatte, um Entgegennahme einer Erklärung in Gegenwart der umstehenden Offiziere. Sie lautete: „Herr Doktor, Sie haben mit Ihrer Auffassung von dem Charakter Schlageters recht gehabt. Es ist unmöglich, daß ein Mann so tapfer und heldenhaft stirbt wie dieser deutsche Offizier, wenn nicht sein Handeln, das ihn zum Tode geführt hat, von edelster, reinster, uneigennützigster Vaterlandsliebe diktiert ist."

Mochte Schlageter mit seinem mannhaften Verhalten die Franzosen noch im Tode besiegt haben — grundsätzlich wurde ihre Gesinnung dadurch leider nicht gewandelt. Denn nachdem er unter dem Geleit der drei deutschen Zeugen sang- und klanglos für einige Zeit auf dem Nordfriedhof von Düsseldorf beigesetzt worden war und auf seinem Grabe in den folgenden Stunden die Kränze sich zu Bergen gehäuft hatten, machten seine Henker sich noch der Grabesschändung schuldig und entfernten die schwarz-weiß-roten Kranzschleifen von der Ruhestätte des deutschen Freiheitshelden.

Erst nach seiner Überführung in die Heimat konnte ihm die verdiente Ehrung zuteil werden. Weil er gelebt, wie er leben mußte; weil er gekämpft, wie es die Zeit gebot; weil er gestorben, wie es das Blut ihm befahl: ohne Pose, schlicht und erhaben, ein Märtyrer, dessen Werden und Vergehen nichts war — als ein Geschenk an das deutsche Volk.

# Fragekasten

**Sch. H., Bonn.**

Anfragen ohne Namensnennung und Adressenangabe werden im „Schulungsbrief" grundsätzlich nicht beantwortet.

**Martin Brandt, Hannover.**

Wenn Sie seit Februar 1931 lediglich förderndes Mitglied der SS. waren und sich erst im Februar 1933 dazu bereitfinden konnten, in die NSDAP. einzutreten, dann ist nicht erfindlich, wie eine solche Haltung als „kämpferisch" bezeichnet werden soll. Zu den alten Kämpfern gehören Sie daher auf keinen Fall.

**E. J., Düren.**

Es ist beabsichtigt, die Einkommensgrenze, über die hinaus Invalidenunterstützungen seitens der DAF. nicht mehr gezahlt werden, von 100,— RM. auf 150,— RM. heraufzusetzen. Die für die Arbeitsfront mit dieser Änderung verbundene Belastung wird zurzeit noch überprüft.

**H. B., Chemnitz.**

1. Die Mitgliedsbücher der ehemaligen Verbände bzw. der Reichsbetriebsgemeinschaften werden für den Nachweis der erworbenen Anwartschaften und der Mitgliedsjahre anerkannt. Besondere Bescheinigungen werden nicht ausgestellt. Vielmehr werden diese Mitgliedsbücher noch im Laufe dieses Jahres gegen Mitgliedsbücher der Deutschen Arbeitsfront eingetauscht. In diese Mitgliedsbücher werden die bisher erworbenen Anwartschaften eingetragen.
2. Gemäß Ziffer 15a bleiben früher erworbene Anwartschaften dann nicht aufrechterhalten, wenn das Mitglied infolge seiner Parteizugehörigkeit nur Verwaltungsgebühren zahlt. Frühere Anwartschaften bleiben aufrechterhalten, wenn das Mitglied gemäß Ziffer 14l als Erwerbsloser oder Kurzarbeiter (der keine Unterstützung von der DAF. bezieht) Verwaltungsgebühren der Klasse 1 zahlt. Bei der Berechnung von Leistungen der DAF. bleiben Verwaltungsgebühren auf jeden Fall außer Ansatz.

**C. B., Bln.-Haselhorst.**

Die DAF.-Dienststelle, die den Beitrag kassiert bzw. verbucht, bestätigt auf der Mitgliedskarte oder dem Mitgliedsbuch, daß die Beitragszahlung für die in Frage kommende Zeit erfolgt ist und die Marken bzw. Quittungen verlorengegangen sind.

**T. T., Lendringsen.**

Bei Streitigkeiten zwischen einem Betriebsführer und einem organisierten NSKOV.-Gefolgschaftsmitgliede übernimmt die zuständige Arbeitsbeschaffungsstelle der NSKOV. die Vertretung des Kameraden.

**H. R., Berlin-Pankow.**

Die NS.-Hago besteht lt. Verfügung des Reichsorganisationsleiters, Pg. Dr. Ley, nur aus Parteigenossen. Die in der Zeit vor der Machtübernahme und in der Zeit bis zu dieser Verfügung in die NS.-Hago übernommenen Nicht-Parteigenossen sind in die DAF (Reichsbetriebsgemeinschaft 17/18) überführt worden. Ein Politischer Leiter der NS.-Hago muß also Parteigenosse sein. Hieraus ergibt sich, daß die Abhaltung von Zellenversammlungen der NS.-Hago usw. durch Nicht-Parteigenossen unzulässig ist.

Da die Aufnahme in die NSDAP. gesperrt ist, kann ein Nicht-Parteigenosse, auch wenn er früher Amtswalter in der NS.-Hago war, nicht in die NSDAP. aufgenommen werden.

**A. P., Rees.**

Wir verweisen auf die Anordnung des Reichsorganisationsleiters Pg. Dr. Ley vom 29. April 1934 über das Verbot der Doppelmitgliedschaft zur Deutschen Arbeitsfront und zu konfessionellen Berufsverbänden, die nach wie vor Gültigkeit hat.

# Das deutsche Buch

**Alfred Maderno:**

**Germanisches Kulturerbe am Mittelmeer**

Keil-Verlag, Berlin, 1934. 206 S., 2,50 RM., Lw. 4,– RM.

Der Verfasser selbst nennt sein Werk bescheiden nur einen Versuch, dessen Sinn ist: „Mit Deutschland im Herzen das Mittelmeer als Schauplatz germanischen Geschehens und Schaffens zu erleben." Der Versuch ist bestens gelungen. In unterhaltender, spannender Form ist hier ein Geschichtsbuch geboten, wie wir es über diesen Stoff bisher noch nicht besitzen. Es gibt eine übersichtliche Darstellung des großen kulturellen Erbes der germanischen Völker in Spanien, Nordafrika und Italien, widerlegt die Geschichtslüge von der nur zerstörenden Wirkung der Germanenzüge nach dem Süden und zeigt die schöpferische, Achtung gebietende Kulturhöhe der kraftvollen jungen Germanenreiche am Mittelmeergebiet. Mit großer Sachkenntnis werden auch entlegene und wenig bekannte Zeugen der gotischen, vandalischen und langobardischen Vergangenheit aufgespürt und in den geschichtlichen und geistigen Zusammenhang gestellt. Bei aller Betonung der heldischen Größe germanischer Schicksalssendung im Süden ist das Buch frei von Einseitigkeit. Hart ist sein Urteil über das ruhmlose Ende des Vandalenreichs, das uns heutigen Deutschen Lehre sein soll.

Aber ebenso entschieden wird das zur Geschichtsfälschung gewordene Schlagwort „Vandalismus" zurückgewiesen.

Das mit warmem Herzen geschriebene Buch ist bestens zu empfehlen und verdient stärkste Verbreitung. Wir wünschen seine Aufnahme in alle öffentlichen, Schul- und Werkbüchereien.

**Karl Bömer:**

**Das Dritte Reich im Spiegel der Weltpresse**

Armanen-Verlag, Leipzig 1934. Preis kart. 3,80 RM.

In seinem Buch „Das Dritte Reich im Spiegel der Weltpresse" deckt Karl Bömer die ganze Lügenpropaganda der ausländischen Presse gegen Deutschland auf. Im Eingang sagt der Verfasser richtig, daß wir heute einer derartigen Propaganda gegenüber nicht mehr hilflos dastehen, denn wir haben den Wert und die Bedeutung der Propaganda erkannt. Um so wichtiger aber ist es, daß von Zeit zu Zeit derartige Arbeiten, wie die des Pressechefs des Außenpolitischen Amtes, herauskommen, die uns immer wieder daran erinnern, daß der Deutsche nicht nur eine Innen- sondern auch eine Außenpolitik zu vertreten hat. Zahlreiche Bilder ergänzen die Ausführung und zeichnen die Skrupellosigkeit der Gegner Deutschlands auf. Besonders interessant sind die Methoden, die zum Teil deutsche Abbildungen in eine andere Umwelt verpflanzen, oder das Hineinretuschieren von Namen.

Mit Recht betont Bömer des öfteren, daß eine Überspitzung dieses überwiegend jüdischen Lügenfeldzugs eines Tages zu einer großen Reklame für Deutschland wird, denn es gibt auch bei den benachbarten Völkern eine Grenze der Aufnahme von Lügen, zumal wenn sie gespickt mit Prophezeiungen sind, die immer noch nicht in Deutschland eintreffen wollen. Der Leser atmet auf, wenn er aus dem Schlußkapitel heraus erkennen darf, wie sich schon heute langsam die Wahrheit über das neue Deutschland auch in der ausländischen Presse durchsetzt.

**K. L. von Oertzen:**

**Rüstung und Abrüstung**

Verlag Mittler und Sohn, Berlin, 1933. 303 S., 12,– RM., geb. 14,– RM.

Das vorliegende Buch ist die Fortsetzung der Löbellschen Jahresberichte über das Heer- und Kriegswesen. Es erscheint alljährlich neu und bringt den jeweiligen Stand des Heerwesens aller Staaten der Welt. So ist es eine unentbehrliche Umschau über den Stand der Rüstungen und der Wehrverfassungen auf der ganzen Erde.

---

## Bücher zu unseren Aufsätzen:

### Die nordischen Grundlagen Europas

R. Walther Darré:

**Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse**

Verlag J. F. Lehmann, München, 4. Aufl. 1934. Preis 10,– RM.

F. K. Günther:

**Frömmigkeit nordischer Artung**

Verlag Eugen Diederich, Jena, 1934. Preis 1,20 RM.

Gustaf Kossinna:

**Die Indogermanen**

Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig, 1921. Preis 3,60 RM.

Hans Reinerth:

**Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen**

Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig, 4. Aufl. 1929. Preis 2,85 RM.

Hans Reinerth:

**Das Pfahldorf Sipplingen**

Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig, 1932. Preis 3,50 RM.

Walther Schulz:

**Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit**

Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig, 2. Aufl. 1921. Preis 5,– RM.

### Schlageter

Adolf Hitler:

**Mein Kampf**

Eher-Verlag, München, 1935. Preis 7,20 RM.

---

Auflage der Märzfolge: 1 050 000

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorfer. Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Kurt Jeserich, Berlin W 9, Leipziger Platz 14, Fernruf A 2 Flora 0019. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin SW 68.



SAMMELMAPPE

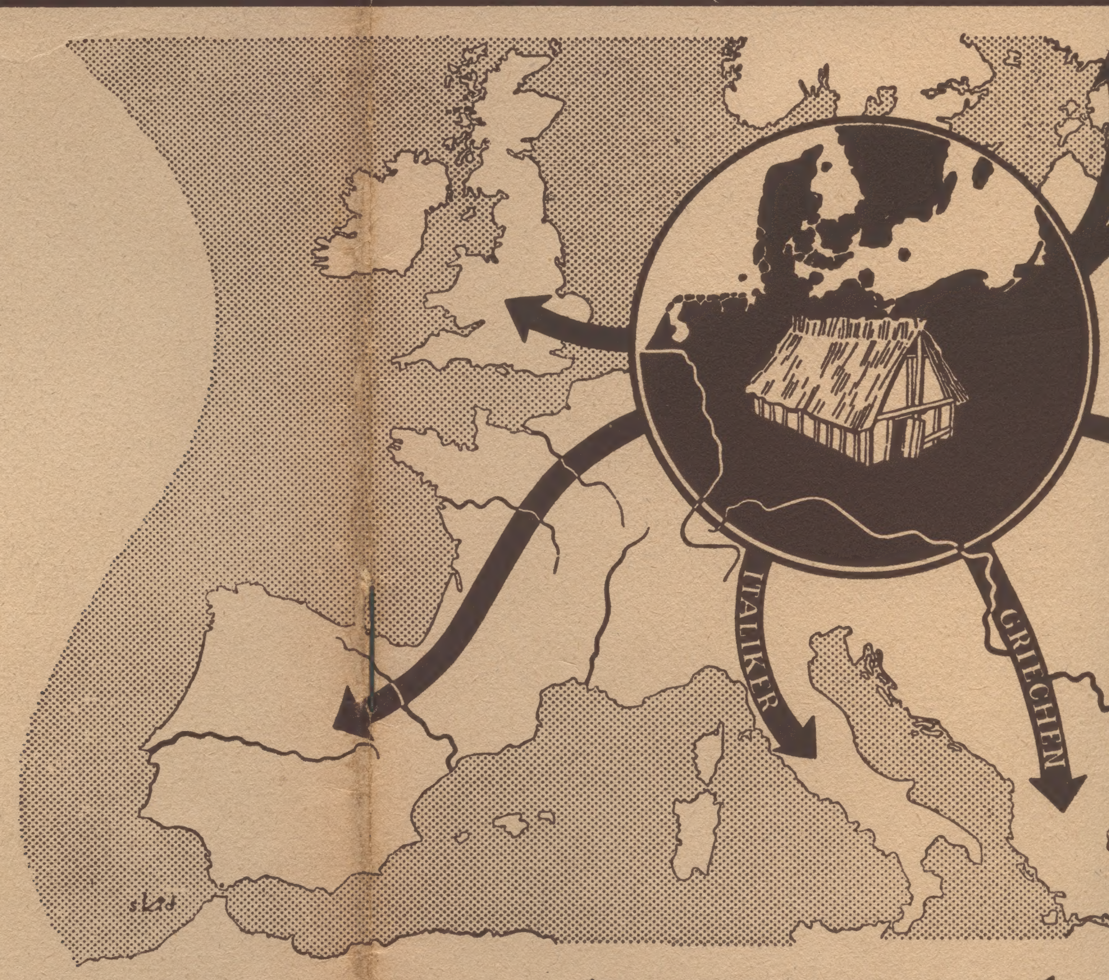
# SCHULUNGS BRIEF 1 9 3 5



BERLIN, M




# DER SCHULUN




REICHSSCHULU

UND DER DEUTSC

# Vom nordischen Steinzeithaus zum griechischen Temp

Während das nordische Rechteckhaus im Laufe der Jahrtausende die Grundlage jeder höheren Baukunst wird, stehen daneben die gleichzeitigen primitiven und in keiner Richtung entwicklungsfähigen Rundhäuser und Reisighütten der ostischen und westischen Nachbargebiete



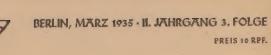
Nordisches Rechteckhaus des Heimatgebietes um 2500 v. Chr.

Tonmodell eines nordischen Hauses aus Mähren um 2200 v. Chr.

Altgriechisches Haus um 1000 v. Chr.

Grie

Westische, nicht nordische Rundhütte um 2500 v. Chr.



BERLIN, MÄRZ 1935 · II. JAHRGANG 3. FOLGE

PREIS 10 RPF.

# DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT